



Westpreussischer sagenschatz

Paul Behrend



**INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY**

Westpreussischer Sagenschatz.

Eine Auswahl der schönsten Heimatsagen.

Für die Jugend

bearbeitet und zusammengestellt von

Paul Behrend,

Volksschullehrer zu Konnerau, Kreis Schwet,
Korrespondent des Westpreussischen Provinzial-Museums.

Mit 33 Abbildungen.

Erstes Bändchen.

Erste Auflage.



Motto:

„Sagen sind fortlebende Denkmäler, die denjenigen aus Stein und Erz ebenbürtig sind.“

H. Stöber.

Danzig.

Verlag und Druck von A. W. Kafemann

G. m. b. H.

1906.

B. F.

niklae

PUBLIC LIBRARY

463936

GR167
. P9 B5

JUL 30 1997

4/15/48



Vorwort.



Eine Jugendschrift, welche eine Auswahl der schönsten westpreussischen Heimatsagen bietet, ist bisher nicht erschienen. Dies bewog mich, eine Anzahl von geeigneten, meist zerstreut vorhandenen Ortsagen unserer Heimatprovinz zu sammeln, zu bearbeiten und, soweit es angängig war, übersichtlich zusammenzustellen.

Die bei der Bearbeitung benutzten Quellen sind im Inhaltsverzeichnis angegeben. Die von mir dem Volksmunde abgelauschten Sagen habe ich auf ein ganz geringes Maß beschränkt, um recht viele Sagen erzähler zu Worte kommen zu lassen. Für die Bearbeitung des zweiten Bändchens nehme ich gern weiteres Material an schönen Heimatsagen entgegen.

Der Verlag hat der Ausstattung des Büchleins die peinlichste Sorgfalt gewidmet und weder Mühen noch Kosten gescheut, um eine recht anmutige Jugendschrift zu liefern.

1-19-48

Unsere Schulbücher bieten der Jugend zur Unterhaltung und Belehrung wohl die herrlichen Sagen vom Rübezahl, vom Kyffhäuser, vom Rhein und dergl., aber sie schweigen über die westpreussischen Heimatsagen gewöhnlich ganz. Und doch ist unser heimatlicher Boden, das Land der alten Preußen und der tapferen Ordensritter, so reich von der Sage umwoben, daß es dringend erforderlich ist, unsere Jugend mehr damit vertraut, ihnen dadurch ihre Heimat lieb und wert zu machen. Dann wird das jüngste Mahnwort unseres geliebten Kaisers Beachtung finden: „Hier im Osten zu wirken ist eine Verpflichtung gegen das Vaterland, gegen das Deutschtum, und wie der Posten nicht von seiner Wache weichen darf, so dürfen Deutsche nicht aus dem Osten weichen“.

Der „Westpreußische Sagenschatz“ will in bescheidener Weise mitwirken helfen, bei der westpreußischen Jugend Heimatkunde und Heimatliebe zu hegen und zu pflegen. „Ungekant — macht ungeliebt!“ Wenn aber die uns anvertraute Jugend die Heimat nach jeder Richtung hin möglichst genau kennen lernt, dann wird sie auch mit allen Fasern des Herzens an ihr hängen und den zahlreichen äußeren und inneren Feinden mit kühnem Mut in den Fällen der Not entgegentreten. Dann wird die durch die Heimatliebe entfachte Begeisterung bei unserer Jugend, der Zukunft des Vaterlandes, in hellen Flammen auflodern, wenn es gilt, dem geeinten, großen deutschen Vaterlande Liebe und Treue bis in den Tod zu erweisen.

So möge denn mein im trauten Familienkreise entstandenes Büchlein in die westpreußischen Gaue hinauswandern und sich in Schule und Haus zahlreiche Freunde erwerben!

Kommerau, am Geburtstage des Kaisers 1906.

Der Verfasser.



Inhaltsverzeichnis.

I. Vor der Ordensherrschaft.

Nr.	A. Aus der Heidenzeit.	Seite
1.*	Die Stammjage der alten Preußen. (Nach Gräffe, Lettau und Temme.)	1
2.*	Die Gründung von Tolkemit und Cabinen. (Nach Gräffe und Dorr.)	4
3.*	Die Tiege. (Nach Hecker.)	8
4.	Die Höhen von Jastremke. (Nach Kölm.)	9
5.	Der Heilige Stein. (Nach Bludau.)	10
6.	Der Schloßberg in Zoppot. (Nach Garbe und Böttcher.)	10
7.*	Der Hagelsberg bei Danzig. (Nach Gräffe.)	11
8.	Abalbert von Prag, der Apostel der Preußen. (Nach Gräffe.)	13
9.*	Der heilige Faust zu Orhöft. (Nach Gräffe und Brandstätter.)	15
10.	Der Untergang von Alt-Hela. (Nach Brandstätter.)	17
11.	Die Gründung von Waldenburg. (Nach Ziehnert.)	18

B. Aus der pommerellischen Zeit.

12.*	Die Gründung des Klosters Oliva. (Nach Büttner.)	19
13.	Der Brotstein zu Oliva. (Nach Ziehnert u. a.)	21
14.*	Die Gründung der Stadt Schwes. (Nach Wegner.)	22
15.*	Das Haupt der heiligen Barbara. (Nach Hennenberger.)	24

Die mit * bezeichneten Sagen sind mit Abbildungen versehen.

II. Aus der Ordensherrschaft.

A. Aus der Eroberungszeit des Deutschen Ritterordens.

Nr.		Seite
16.	Die Pfarrkirche zu Culm. (Nach Temme.)	27
17.*	Die Gründung der Burg Rehden. (Wunsch-Rehden.)	28
18.	Der Seeteich bei Elbing. (Nach Tettau und Temme.)	29
19.	Das weiße Pferd. (Nach Hennenberger.)	29
20.	Heiligenbrunn. (Nach Büttner.)	30
21.	Die fünf Linden bei Kieckhof. (Nach Dorr.)	32
22.	Der getreue Syrene auf Christburg. (Nach Hennen- berger.)	33
23.*	Die Thorner Katharinen. (Nach einem Thorner Chronisten.)	35

B. Aus der Blütezeit des Deutschen Ritterordens.

24.*	Der gottlose Wucherer zu Thorn. (Nach Hennenberger.)	39
25.*	Tolkemit und Frauenburg als Nebenbuhler. (Nach Bludau.)	41
26.*	Das Madonnenbild zu Marienburg. (Nach Linden- blatt u. a.)	42
27.*	Die heilige Dorothea, die Schutzheilige Preußens. (Nach Gräffe und Brandstätter.)	45
28.*	Der reiche Bauer zu Miklaswalde. (Nach Hennen- berger u. a.)	47
29.*	Die Streiche der Bauern von Lichtenau. (Nach Hennen- berger, Gräffe u. a.)	49

C. Aus der Verfallzeit des Deutschen Ritterordens.

30.*	Der schiefe Turm zu Thorn. (Nach Uebrick.)	53
31.	Das Vorwerk Hilfe bei Konitz. (Nach Ziehnert, Richter und Gräffe.)	53
32.	Der Komtur von Herren-Grebin. (Nach Karl, Tettau und Brandstätter.)	55
33.*	Der verräterische Koch zu Thorn. (Nach Uebrick.)	57
34.	Rettung aus Not durch Prachertod. (Behrend, nur kurz erwähnt bei Töppen.)	58

III. Nach der Ordensherrschaft.

A. Aus der polnischen Zeit.

Nr.	Seite
35.* Die astronomische Uhr in der Marienkirche zu Danzig. (Nach Hirsch und Grässe.)	60
36.* Das Danziger Kreuzifix. (Nach Löschin, Grässe und Brandstätter.)	63
37.* Adam und Eva. (Nach Grässe und Brandstätter.)	66
38. Jerusalem. (Nach Löschin, Grässe und Brandstätter.)	71
39. Die aus dem Grabe gewachsene Hand. (Nach Grässe.)	72
40.* Die Kirche zum heiligen Leichnam in Elbing. (Nach Grässe.)	73
41.* Das Tuch mit den Winden. (Nach Brandstätter.)	74
42.* Die drei Kreuze. (Nach Dorr.)	76
43. Die goldene Wiege zu Schlochau. (Nach Grässe und Richter.)	77
44.* Der Schusterstuhl zu Schlochau. (Nach Kölm.)	79
45.* Die Gründung von Dsche. (Behrend)	81
46.* Der Feiertagsjändler. (Behrend.)	83
47. Die eingeperrte Pest. (Nach Temme und Grässe.)	86

B. Aus der preussischen Zeit.

48.* Die Burgjungfrau am Stillen See. (Nach Mannhardt.)	87
49. Der Deichgeschworene von Güttland. (Nach Greif und Brandstätter.)	88
50.* Die Schätze im und am Klostersee. (Nach Mannhardt.)	89





I. Vor der Ordensherrschaft.

A. Aus der Heidenzeit.

1. Die Stammsage der alten Preußen.

Einst lebte im Lande Preußen, bevor es noch diesen Namen führte, ein edles und tapferes Brüderpaar, Pruteno und Waide-
wut. Es war mit einer Schar Goten im sechsten Jahrhundert
nach Christo auf Flößen aus Scandinavien nach den Ostsee-
gestaden gekommen und hatte sich hier mit den Gefährten Wohn-
sitze erbaut.

Die Ureinwohner des Landes waren bis dahin ein ganz
rohes Volk. Die Eingewanderten verkündeten eine neue Religion
und lehrten den Ackerbau und andere nützliche Künste. Waide-
wut erfand die Bereitung des berausenden Metes.

Mit großer Dankbarkeit hing das gesamte Volk an diesem
Brüderpaar und bot dem älteren Bruder Pruteno die Königs-
würde an. Dieser lehnte sie jedoch ab und übertrug die welt-
liche Herrschaft seinem Bruder Waide-
wut. Er selbst wollte sein
Leben nur dem Dienste der Götter und der Erforschung ihres
Willens weihen.

In dem heiligen Haine zu Romowe stand eine uralte Eiche.
Ihr gewaltiger Stamm wurde in seiner Dicke von keiner anderen
Eiche in der ganzen Gegend übertroffen. Die weit ausgebreitete
Krone war so dicht belaubt, daß weder Regen noch Schnee hin-
durchbringen konnten. Wunderbar war es, daß diese in Stärke und
Größe unerreichte Eiche Sommer und Winter hindurch grün blieb.

An dieser uralten Eiche wurden von Pruteno die Bildnisse
der drei Hauptgottheiten, Perkunos, Potrimpos und Wikollos,
angebracht. Perkunos war der Gott des Donners. Sein Bart

und Haar waren kraus und schwarz. Auf seinem Haupte loderten Feuerflammen. Das Antlitz war feuerrot und zornig. Potrimpos war der Gott des Ackerbaues und des Krieges, ein kräftiger Jüngling mit fröhlichem, lachendem Gesicht und ohne Bart. Sein Haupt war mit Roggenähren geziert. Pitollos war der Gott des Todes. Er war als ein alter Mann mit weißem Barte dargestellt. Das Gesicht zeigte die bleiche Totenfarbe, und sein Haupt war mit dem Leichentuch umwunden.

Durch hohe Vorhänge war ringsum den Ueneingeweihten der Anblick des Stammes mit den Götterbildern entzogen.

Pruteno hatte als Krive, Krivaito, (Oberpriester) den Dienst der Götter mit Hilfe der Waidelotten (Priester) geordnet. Den Göttern wurden allerlei Gaben dargebracht. So wurde z. B. dem Gott des Ackerbaues und des Krieges Potrimpos u. a. Bernsteinweihrauch geopfert. Den Zorn des Gottes Pitollos suchte man durch Tieropfer abzuwenden. Als angenehmstes Geschenk für die Götter galt jedoch das Blut der Feinde.

Lange und glücklich regierte König Waidewut über sein Volk, und ebenso lange wurden die Gebote des Oberpriesters Pruteno, die er vom heiligen Haine zu Romowe aus gab, wie Aussprüche der Götter heilig gehalten und befolgt.

Als Pruteno 132 Jahre und Waidewut 116 Jahre alt geworden waren, versammelten sie die Edlen ihres Volkes zu einem letzten großen Opferfest im Heiligtume zu Romowe. Unter großen Feierlichkeiten teilten sie die Herrschaft des Landes unter Waidewuts zwölf Söhne: Litwo, Samo, Sudo, Radro, Schalawo, Natango, Barto, Galindo, Warmio, Hoggo, Pomezvo und Culmo.

Zuerst gelobte Waidewuts ältester Sohn Litwo den Göttern Treue und Gehorsam, indem er mit der einen Hand seines Vaters greises Haupt und mit der anderen die heilige Eiche berührte. Er empfing weites Land am Bug und Niemen. Dieses Land wurde nach ihm Litanen geheissen.

Hierauf legte Waidewuts zweiter Sohn Samo das feierliche Gelübde ab. Er erhielt auf gleiche Weise das Land zwischen dem Frischen und Kurischen Haff bis an den Strom Skara. Sein Gebiet wurde nachmals Samland genannt.

Samos Weib hieß Pregelolla. Sie ist später in dem Flusse Skara ertrunken. Deshalb hat dieser Fluß den Namen Pregel erhalten.

Waidewuts übrigen zehn Söhne bekamen auch eigenes Land. So entstanden die Landschaften Sudauen, Nadrauen, Schalauen, Natangen, Barten, Galinden, Warmien, Hoggerland, Pomesanien und Culmerland.

Nachdem Waidewut und Pruteno also das Land verteilt hatten, ermahnten sie die Edlen des Volkes nochmals zum Gehorsam gegen die Götter und zur Eintracht. „Wählet nun,“ so schlossen sie ihre letzte Rede, „einen neuen König und einen anderen Kriwen; denn uns haben die Götter zu ihrem himm-



Samländischer Strand bei Brüsterort.

lischen Freudenmahle eingeladen. Ihr Segen wird stets mit Euch sein, wenn Ihr sie mit treuem Gehorsam ehrt!“

Als die treuen Brüder dies gesprochen, bestiegen sie, mit Festgewändern bekleidet und mit Eichenlaub bekränzt, einen Scheiterhaufen, den sie nahe der heiligen Eiche hatten aufschichten lassen. Hier hielten sie sich in brüderlicher Umarmung fest umschlungen und sangen den Göttern ein Loblied. Auf ihr brünstiges Gebet sandte Perkunos seinen zuckenden Strahl mit lang nachschallendem Donner, der den Holzstoß entzündete. Das staunende Volk sah die verklärten Helden, von Flammenarmen getragen, zu den Göttern emporsteigen.

Nach kurzer Zeit traten die Edlen des Volkes zu einer neuen Königswahl zusammen. Allein Zwietracht trennte bereits die Gemüther. Niemals ward wieder ein König erkoren, der wie Waidevut über das ganze Land gebot.

In der Folge hatte sich der älteste Sohn Litwo, dem bei weitem das größte Gebiet zugefallen war, ganz von der Gemeinschaft der übrigen Brüder getrennt und in seinem Lande Litauen ein besonderes Komowe unter einem eigenen Kriven eingerichtet. —

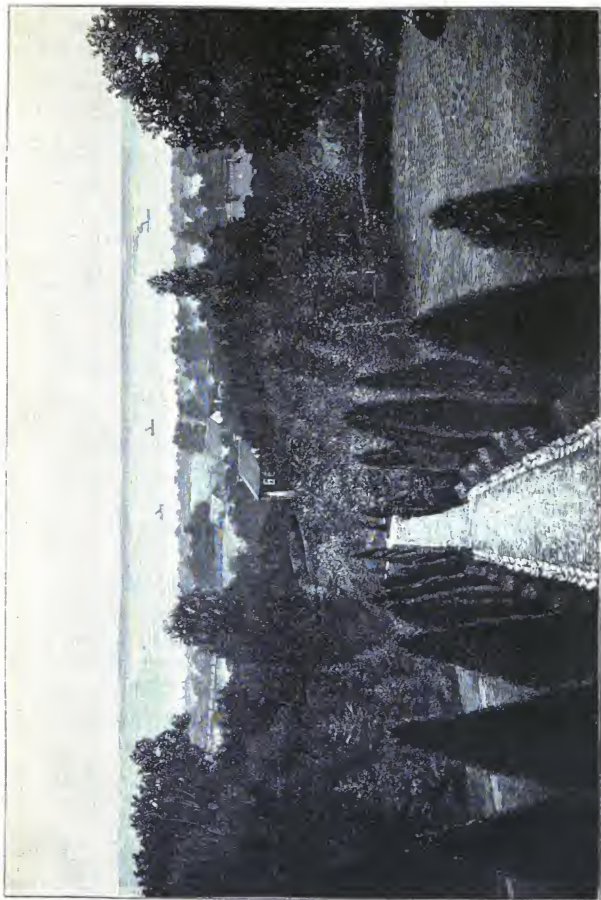
Die uralte Eiche zu Komowe hat bis in die Ordenszeit hinein gestanden. Viele Preußen beteten sie noch heimlich an, obwohl sie schon Christen geworden waren. Der Hochmeister Winrich von Kniprode ließ deshalb die geheiligte Eiche fällen. Auch nach der Zerstörung dieses Heiligtums blieb lange die Spur des vielen Blutes zurück, das von den unzähligen geopfertem Tieren und Menschen herrührte.

2. Die Gründung von Tolkemit und Cadinen.

Tolkemit ist ein kleines Städtchen, dicht am Frischen Haff gelegen. Von hier aus hat man eine wundervolle Aussicht über die weite Wasserfläche, über die dahinterliegenden Dünen und über die langgestreckte Mehrung. Das betreffende Städtchen ist schon sehr alt. Die Bewohner beschäftigen sich hauptsächlich mit Schifffahrt, Fischerei, Ackerbau und seit den ältesten Zeiten mit Töpferei.

Die königliche Herrschaft Cadinen, die einzige Besizung unseres Kaisers in Westpreußen, hat wie Tolkemit hervorragende landschaftliche Reize und liegt in kurzer Entfernung südwestlich von Tolkemit ebenfalls in unmittelbarer Nähe der entzückenden Haffküste. Alljährlich nimmt die Kaiserliche Familie wochenlang Aufenthalt in Cadinen und macht zahlreiche Ausflüge in die herrliche Umgegend. Auch Cadinen ist uralt.

Hoggo, der zehnte Sohn Waidevuts, hatte bei der Verteilung des Landes in Komowe die Höhenlandschaft am Frischen Haff erhalten und nannte sein Land Hoggerland. Er erbaute sich in der Nähe des heutigen Städtchens Tolkemit auf dem Schafberge eine Feste und hieß sie nach seiner Gemahlin Tolko, woraus später der Name Tolkemit entstanden ist.



Küstenlandschaft am Frischen Haff.

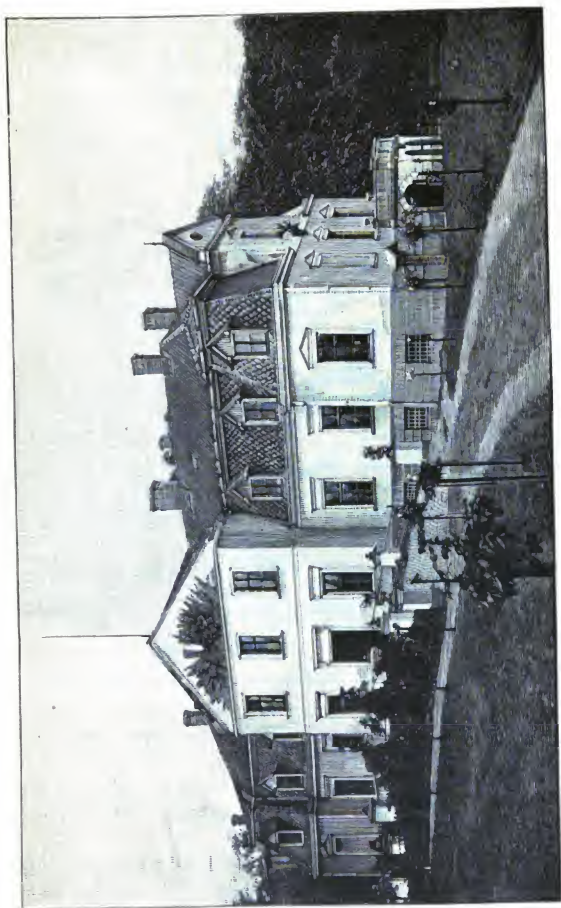
Hoggo hinterließ keinen Sohn, aber drei Töchter: Mita, Cadina und Poggezanìa. Die beiden ersteren verheirateten sich, die dritte aber blieb zeitlebens unverheiratet. Mita wohnte nach ihrer Vermählung auf der Burg ihres Vaters. Cadina erbaute sich mit ihrem Manne auf einem anderen Berge in der Nähe — es soll der Klosterberg bei Cadinen gewesen sein — eine neue Feste, die nach ihrem Namen benannt wurde. Poggezanìa, die unvermählt blieb, wohnte in einem Eichenwalde und wurde eine Waidelottin oder Priesterin. Sie wurde von ihren Verwandten unterhalten, und ihr Gebot wurde als göttlich verehrt.

Poggezanìa war von Gestalt sehr groß. Sie genoß auch bei dem Volke die höchste Verehrung. Stets trug sie den Hauptschmuck der Jungfrau. Es war damals Sitte, daß die Mädchen ihr Haar lang und mit Blumenkränzen durchflochten trugen. Den Frauen wurde bei den Hochzeitsfeierlichkeiten das Haar abgeschnitten, und sie bedeckten ihr Haupt mit einer Art Haube. Der Hauptschmuck der Poggezanìa soll lange Zeit nach ihrem Tode im Eichenwalde bei Elbing aufgefunden und an das dortige Brigittenkloster geschenkt worden sein; denn der Schmuck wurde den Jungfrauen mit ins Grab gegeben. Von Elbing ist später der seltsame Zierrat nach Danzig gelangt. Es wird erzählt, daß er noch im Jahre 1655 dort gezeigt wurde. Dann ist er abhanden gekommen.

Der Schmuck der Poggezanìa bildete eine Art Kranz, der über die Stirn herabhing, und in den die Haare eingeflochten waren. Die Weite dieses Kranzes war ganz erstaunlich. Aus Ochsensehnen gestrickt, hatte er vorn einen Stein und ein Blech mit einem Bilde hängen, das einen Finger dick und eine Spanne lang war. Das war gewiß ein recht stattlicher Schmuck für die Riesenjungfrau!

Die Verehrung der Priesterin Poggezanìa war im ganzen Lande so allgemein, daß nach ihrem Tode das Hoggerland bis auf den heutigen Tag Pogesanien genannt wurde.

Südlich von Tolkemit liegt ein noch wohl erhaltener heidnischer Burgwall, „Tolkemita“ oder im Volksmunde „Die alte Burg“ genannt. Hier soll einst die Burg Tolkò, die Stammburg Hoggos, gestanden haben. Vor Sonnenaufgang wankt zur Sommerszeit zuweilen eine bleiche Gestalt von der alten Burg



Königliches Schloss Caxinas.

herab. Es ist der Geist einer in späterer Zeit erschlagenen preußischen Fürstin. Sie entschleiert sich, wenn sie an den Mühlenbach kommt, und taucht in seine Wellen, um zu baden. Sobald Leute aus Tolkemit nahen, verschwindet sie schnell in dem duftenden Walde. Auf dem Burgberge Cabina wurde in christlicher Zeit ein Franziskanerkloster errichtet, von dem heute nur noch wenige Mauerreste vorhanden sind. Jetzt heißt der Berg „Klosterberg“.

3. Die Tiege.

Das heute so überaus fruchtbare Weichseldelta, Werder genannt, war in der Urzeit unserer Heimatprovinz ein tief in das Land einschneidender Meerbusen, der von der Ostsee bis zur Montauer Spitze hinabreichte. Durch vorspringende Klüften und vorgelagerte Dünen wurde diese Meeresbucht den vorherrschenden Winden entzogen und bildete allmählich ein totes Wasser, in dem die Weichsel ihre gewaltigen Schlammassen ablagern konnte. Dadurch wurde der ganze Meerbusen im Laufe der Jahrtausende in einen endlosen Sumpf verwandelt.

Aus dem alten westpreußischen Meerbusen hatten sich schon früher einzelne Inseln erhoben, die bei der immer mehr und mehr zunehmenden Verlandung zuerst bewohnbar wurden und den ältesten Ansiedlern sichere Zufluchtsstätten boten. —

Auf einer solchen Anhöhe wohnte in den ältesten Zeiten ein heidnischer Fürst mit seiner tugendhaften Tochter Tiege, auch Swenta genannt. Der Nachbarfürst, mit Namen Haffo, war ein böser Riese, der ein wüstes Räuberleben führte und weit und breit gefürchtet war. Er wollte die edle Fürstentochter entführen und zu seinem Weibe machen.

Eines Tages war die Jungfrau Tiege nach einem klaren See gegangen, um Wasser zu schöpfen. Sie hatte den hohen Tonkrug soeben auf ihre Schultern gesetzt und wollte heimwärts gehen, als sie zu ihrem größten Schrecken den bösen Haffo in der Ferne wahrte.

Da Haffo ihr den Weg verlegte und Tiege voraussichtlich die nahe Burg ihres Vaters nicht mehr erreichen konnte, so eilte sie in ihrer Todesangst im gewundenen Schlangenlaufe davon. Dabei vergoß sie das Wasser ihres Kruges und ließ die Spur ihrer Flucht zurück.

Todesmatt erreichte sie endlich ein großes Gewässer. Haffo, der mit Riesenschritten gefolgt war, hätte sie wohl noch erhascht, wenn Tiega sich nicht aus Verzweiflung rasch in das vor ihr befindliche Wasser gestürzt hätte.

In blinder Wut sprang Haffo der entwichenen Jungfrau in das tiefe Wasser nach, fand aber seinen Tod in den Fluten. Die Jungfrau dagegen wurde von einem mitleidigen Fischer, der zufällig an dieser Stelle im Schilf seine Reusen legte, in den Netzen gezogen und gerettet.



Hafflandschaft.

Dort, wo Tiega im weiten Bogen das Wasser ihres Kruges vergossen hatte, entstand ein kleines Flößchen, welches noch heute in eigentümlich gewundenem Laufe das große Werder zwischen Weichsel undogat durchfließt und zur Erinnerung an die tugendhafte Fürstentochter „Tiege“ und „Schwente“ heißt. Das Gewässer aber, in dem der böse Riese seinen Tod gefunden hat, wird noch gegenwärtig „Haff“ genannt.

4. Die Höhen von Jastremke.

Unweit Bantzburg an der Grenze zwischen Westpreußen und Posen stand zu alten Zeiten eine feste Burg, in der ein tapferes Riesengeschlecht hauste.

Einst ging ein Riesenfräulein von dieser Burg ins Tal hinab, um auf den Wiesen schöne Blumen zu suchen und zu einem Kranze zu winden. Hierbei gewahrte es am Wiesenrande prächtigen, weißen Sand. Rasch breitete das Riesenfräulein sein Schürzlein aus und scharfte den weißen Sand mit den Händen hinein, um ihn zum Spielen mitzunehmen. So stieg es vergnügt wieder zu des Vaters Burg empor. Plötzlich hörte es fröhliche Musik im Tale. Die Tanzlust regte sich in ihm, und lustig hüpfte es nach der ihm wohlbekannten Tanzweise im Kreise umher. Als es sich so wirbelnd schwang, riß unbemerkt das Schürzenband entzwei, und der weiße Sand flog rund zu einem Walle zusammen. Im Schutze dieses runden Walles ist später das Dorf Jastremke entstanden.

5. Der Heilige Stein.

Bei Luisental zwischen Tolkemit und Frauenburg, hart an der Haffuferbahn und unweit der Grenze zwischen West- und Ostpreußen, liegt im Haff nicht weit vom Ufer ein mächtiger Steinblock, der „Heilige Stein“ genannt.

Einst wohnten in dieser Gegend zwei Riesen, der eine auf der Frischen Mehrung, der andere am Tolkemiter Haffufer. Beide Riesen besaßen ein gemeinschaftliches Beil. Bei Bedürfnis pflegten sie sich dasselbe über das Haff zuzuwerfen. Eines Tages weigerte sich der Tolkemiter Riese, das Beil anzuhändigen. Da ergriff der Mehrunger Riese im heftigen Zorn einen großen Stein und warf nach seinem Gegner. Doch der Stein entglitt seiner Hand zu früh und fiel daher, statt das Land zu erreichen, kurz vor demselben ins Wasser. Hier blieb er bis auf den heutigen Tag liegen.

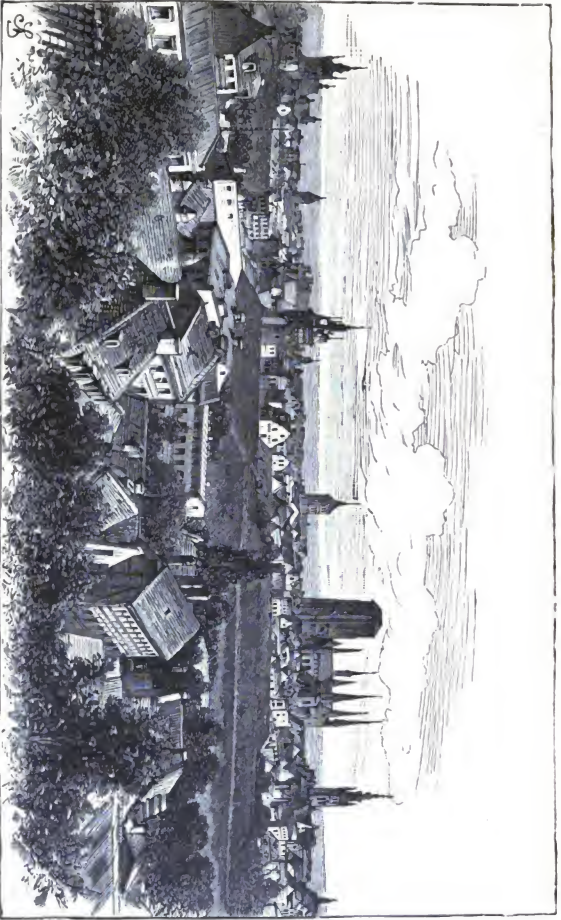
6. Der Schloßberg in Zoppot.

Zwischen Talmühle und der Villa Stolzenfels in Zoppot liegt der sogenannte „Schloßberg“, auf dem noch die Erdumwallungen einer Ansiedelung sichtbar sind. In alter Zeit stand hier ein festes Schloß mit Mauern und Türmen, worin ein böser König hauste. Er besaß eine schöne Tochter, die ihm trotz seiner Bosheiten mit kindlicher Liebe ergeben war. Sie wollte einen jungen Fischer zu ihrem Gemahl erwählen und hatte ihm

in vollster Zuneigung ihr Herz geschenkt. Da ward es dem Könige hinterbracht, daß die Liebenden heimlich Zusammenkünfte hätten. Der König ließ den Jüngling ins Schloß vor sich rufen, griff ergrimmt nach der Streitart und schleuderte sie gegen ihn, daß er jammernd und blutend zu Boden fiel. Als die Jungfrau das entsetzliche Wehklagen hörte, stürzte sie atemlos herbei. Sie konnte jedoch nichts mehr verhindern; denn der Geliebte hauchte in ihren Armen sein Leben aus. Da sprang sie in nie gekannter Wut empor, verwünschte den grausamen Vater und eilte im tiefsten Schmerze aus dem Schlosse. Niemand wagte es, die Unglückliche zurückzuhalten. Am anderen Morgen lag sie bleich und tot auf dem feuchten Sande des Meeresufers. Nun wurde der harte Vater von tiefster Reue erfaßt, saß einsam in einer Kammer seines Schlosses und dachte nur immer an seine schöne, liebevolle Tochter. Eines Tages fielen wilde Preußenhorden vom rechten Weichselufer in sein Land ein und plünderten und mordeten überall. Sie griffen auch des Königs Schloß an und nahmen es nach kurzer Gegenwehr ein. Der König wurde dabei getödet, das Schloß ausgeraubt und in Brand gesetzt. So wurde der Fluch der unglücklichen Tochter zur Erfüllung gebracht. Die Umwallungen des Schlosses sind geblieben und schmücken sich alljährlich mit Gras und Blumen.

7. Der Hagelsberg bei Danzig.

Um das Jahr 990 n. Chr. besaß ein heidnischer Fürst, mit Namen Hagel, auf einem Berge bei Danzig eine feste Burg. Er hatte sich das ganze Küstengebiet untertänig gemacht und peinigte als harter Tyrann seine Untertanen aufs schlimmste. Tiefe Erbitterung herrschte daher bald im ganzen Volke gegen den herzlosen Bedrücker. Fürst Hagel wagte es schließlich nie mehr, seine Burg zu verlassen, um nicht der Wut des Volkes zum Opfer zu fallen. Dagegen lud er seine Untertanen bisweilen zu größeren Festlichkeiten vor der Burg ein. Wenn diese, um ihre bitteren Leiden für kurze Zeit zu vergessen, sich dort den seltenen Freuden allzusehr hingeeben hatten, fand er stets ein böshafes Vergnügen daran, sie nachher um so härter zu strafen und zu quälen.



Danzig, die Hauptstadt Westpreußens. (Vor Wiederlegung der Mühle.)

Als die armen Untertanen wieder einmal eingeladen waren, vor der Burg ihre Spiele zu feiern, benutzten einige Verschwörer die festliche Gelegenheit dazu, grausame Rache zu üben. Während das Volk sang und tanzte und die Diener des Tyrannen gerade Speisen und Getränke herumreichten, schlichen sie heimlich durch die zufällig offenen Tore in die Burg ein. Mit den unter den Kleidern verborgen gehaltenen Waffen wurde die Wache überwältigt. Dann wurde das draußen befindliche Volk von dem Überfalle rasch verständigt und in die Burg eingelassen. Nun begann ein erbitterter Kampf. Der böse Hagel, seine ganze Familie und die gesamte Burgbesatzung wurden niedergemacht. Nur seine Tochter Prachte blieb verschont, weil sie die Braut eines Verschwörers war. Die Burg steckten die Empörer in Brand und zerstörten sie bis auf den Grund. Ringsum wurde alles der Erde gleich gemacht, so daß keine Spur von der alten Zwingsburg übrig blieb. Nur der Berg hat bis auf den heutigen Tag den Namen „Hagelsberg“ behalten.

8. Adalbert von Prag, der Apostel der Preußen.

Adalbert von Prag, Erzbischof von Gnesen, hatte im Jahre 997 n. Chr. eine Bekehrungsreise in das heidnische Preußenland unternommen. Am 23. April desselben Jahres soll er durch die heidnischen Preußen am samländischen Strande bei dem Dorfe Tenkitten, unweit des heutigen Städtchens Fischhausen, den Märtyrertod erlitten haben.

Als Adalbert von Prag getötet worden war, trennten die heidnischen Preußen Haupt und Glieder vom Rumpfe und ließen die zerstückelte Leiche liegen. Am Tage nach der Ermordung hatten sich die umherliegenden Leichenteile aus selbsteigener Kraft wieder aneinander gefügt, wurden von unsichtbaren Engels Händen aufgehoben, durch die Lüfte hinweggeführt und unweit Danzig, wo Adalbert im Anfange seiner Bekehrungsreise lieblich aufgenommen worden war, auf einem Berge niedergelegt. Hier erbaute man ihm zu Ehren eine Kapelle, die St. Albrecht-Kapelle, die bis heute ein Wallfahrtsort für viele Gläubige ist und auch der Danziger Vorstadt St. Albrecht den Namen gegeben hat. In dieser Kapelle ruhte sein Leichnam drei Jahre lang, bis sein Grab im Dome zu Gnesen, das ihm der Polenherzog

Boleslaus, der seine Befehrungsreise unterstützt hatte, herstellen ließ, fertig war.

Nach einer anderen Sage verlangten die heidnischen Preußen vom Polenherzoge Boleslaus eine ungeheure Geldsumme für den Leichnam. Sie verlangten soviel Gold, als das Gewicht des Leichnams betragen würde. Der Herzog schickte nun auch sehr viel Gold und Kleinodien ins Preußenland. Als alle diese Kostbarkeiten auf die eine Wagschale gelegt wurden, wogen sie den Leichnam des heiligen Adalbert, der auf der anderen Wagschale lag, doch nicht auf. Da legten die polnischen Gesandten ihr gesamtes Reisegeld noch darauf, doch es half nichts. Ja, selbst viele Preußen, welche der heilige Adalbert bereits getauft hatte, eilten herbei, schleppten alles Gold herzu, das sie besaßen, und legten es auf die Wagschale. Allein noch immer wollte diese nicht sinken. Siehe, da kam ein altes Mütterchen, das dem Christengott früh und spät mit Wohltun und Beten gedient hatte, herbei und legte ihre letzten zwei Pfennige auf die volle Schale. Kaum lagen sie oben, so schnellte die andere Schale mit dem Leichnam in die Höhe. Alles Gold, welches der Herzog, die Gesandten und die Gläubigen gegeben hatten, konnte wieder herausgenommen werden. Für die beiden Pfennige des frommen Mütterchens bekamen die Gesandten die Leiche frei und führten sie in feierlichem Zuge nach Gnesen.

Eine dritte Sage berichtet also: Als dem heiligen Adalbert das Haupt abgeschlagen worden war, sei der Körper von selbst aufgestanden, habe seinen Kopf in beide Hände genommen und ihn vor sich hergetragen. Unterwegs habe das Haupt fortwährend mit lauter und schöner Stimme allerlei geistliche Lieder gesungen. So sei der Leichnam von Ort zu Ort gewandert und schließlich in die Gegend von Danzig gekommen, wo noch jetzt die Kapelle des heiligen Adalbert steht. Hier sollen ihn heidnische Preußen gefunden und beschloßen haben, ihn ihren Göttern zu opfern. Schließlich hätten sie sich aber eines Besseren besonnen und ihn an den Herzog Boleslaus verkauft.

Eine vierte Sage erzählt, daß die heidnischen Preußen, nachdem sie den heiligen Adalbert getötet hatten, seinen Körper in viele Stücke zerteilt und diese an die Meeresküste geworfen hätten. Ein habgieriger Preuße hieb von Adalberts rechter Hand einen

Finger, an dem ein Goldreif steckte, ab, nahm den Ring an sich und warf den Finger weg. Ein Sperber faßte den Finger mit dem Schnabel, flog damit über das Meer und ließ ihn hineinfallen, worauf ihn ein Hecht verschlang. Von der Zeit an war der Hecht überall, wohin er auch schwamm, von einem zarten Lichtschimmer umgeben. Christliche Fischer, die den Hecht bemerkt hatten, versuchten ihn zu fangen, was ihnen nach vieler Mühe auch gelang. Als er geschlachtet wurde, fand man in seinem Magen den unverkehrten Finger. In der Meinung, daß er einem heiligen Manne gehört habe, gingen die Fischer aus, den Leichnam desselben zu suchen. Bald fanden sie ihn auch; denn die zerstreuten Glieder hatten sich in wunderbarer Weise von selbst zusammengefügt, nur der Finger fehlte. Nachdem sie ihn an seine Stelle hielten, wuchs er sofort von selbst wieder fest. Der Körper des heiligen Adalbert hatte, ehe die Fischer ihn fanden, bereits dreißig Tage gelegen. Weder von den Elementen, noch von Vögeln oder anderen Tieren war er beschädigt worden. Als die Fischer sich hierüber verwundert umsahen, bemerkten sie hoch in den Lüften einen Adler, der die ganze Zeit hindurch Wache gehalten hatte.

9. Der heilige Jaxt zu Dzhöft.

Zu Dzhöft, welches jetzt am Strande der Ostsee liegt, früher aber Insel war, herrschte zur Heidenzeit ein gewaltiger und grausamer Fürst. Sein Gebiet dehnte sich weithin aus und umfaßte etwa die jetzigen Kreise Carthaus und Neustadt. Der mächtige Heidenfürst bedrückte seine Untertanen ganz schrecklich. Überall im Lande hörte man nur Seufzer und Verwünschungen gegen den blutgierigen Bedrücker.

Da erschien eines Tages ein heiliger Mann, Jaxt genannt, im Lande. Er kam aus dem fernen Süden und wollte hier an der entlegenen Ostseeküste die Lehre Christi verkünden. Predigend und tröstend durchzog er weit und breit das hart bedrückte Land. Viele Heiden glaubten an Christum und ließen sich taufen. Nur der hartherzige Heidenfürst spottete des eifrigen Verkündigers der Christuslehre. Er ergrimmte über ihn und wollte ihn verderben. Daher verlangte er von ihm, daß er nach seiner Burg, die ringsum vom tiefen Wasser umgeben war, trockenen Fußes, ohne Brücke

oder Fahrzeug, kommen sollte, dann wollte er glauben, daß er ein Sendbote des alleinigen Gottes sei. Voll gläubigen Vertrauens auf Gottes gnädigen Beistand schritt Jazk auf das umschließende Wasser zu. Gleich teilte sich das Wasser zu beiden Seiten, ließ ihn trockenen Fußes hindurchgehen und vor den ungläubigen Fürsten



Die Kirche zu Orhöft.

hintreten. Damit war aber der böse Heidenfürst nicht zufrieden. „Gut, Du hast meinen Willen erfüllt,“ rief er ihm böshaft zu, „aber nun verlange ich noch eins: Schaffe das ringsum fließende Wasser, das dieses Land zu einer Insel macht, hinweg, so daß alles Land zusammenhängt, dann will ich selbst an Jesum Christum glauben!“ Da hob der heilige Jazk inbrünstig betend seine Hände empor und flehte zu Gott, das Wunder als sichtbares Zeichen seiner

Macht zu vollbringen. Als bald zog sich das trennende Wasser zurück, das Erdreich erhob sich mehr und mehr und bekleidete sich als Wieſe mit üppigem Grün. Die Burginsel war keine Insel mehr, ſondern ſie lag nun trocken am Seegeſtade und bot auf blumigen Matten überall bequemen Zugang zur Burg. Als dies das zahlreiche Volk ſah, jubelte es laut und pries den heiligen Taſt und den Chriſtengott, der das Wunder geſchehen ließ. Scharenweiſe ließen ſich die Umſtehenden taufen. Nun war endlich des heidniſchen Fürſten harter Sinn und Unglaube dahin. Auch er nahm Chriſti Lehre an, ließ ſich ſogleich vor allem Volk taufen und regierte noch lange Zeit als ein milder, chriſtlicher Herrſcher ein glückliches Volk.

10. Der Untergang von Alt-Hela.

Unweit des heutigen Badeortes Hela liegen in nordweſtlicher Richtung am Meeresgeſtade die Ruinen von Alt-Hela. —

Alt-Hela war in alter Zeit durch den regen Handel ein überaus reicher Ort geworden. Seiner großen Schätze wegen konnte er mit vielen Großſtädten anderer Länder wetteifern. Da gab es Läden, die mit prächtigen Stoffen, mit indiſchen Perlen und anderen Koſtbarkeiten gefüllt waren. Gold war ſo viel vorhanden, daß das Silber gar nicht geachtet wurde. Aus all dieſem Überfluß entſtanden aber unter den vielen Bewohnern der überreichen Stadt bald Üppigkeit und Hochmut, Trägheit und Sittenloſigkeit, welche ſchließlich das plötzliche Verderben der ſündigen Stadt herbeiführten. Wie einſt über Sodom und Gomorrha, ſo kam Gottes Gericht unerwartet auch über Alt-Hela, aber nicht durch Schwefel und Feuer, ſondern durch das Meer.

Einſt am heiligen Pfingſtfeſt, und zwar in der Nacht vom erſten zum zweiten Feiertage, ſtürzten die von einem furchtbaren Orkane aufgeweichtschen Meeresfluten mit ſolcher Gewalt über die frevelhafte Stadt herein, daß alles, Läden und Paläſte, Straßen und Plätze, Menſchen und Tiere, in die Tiefen des Meeres verſank. Weil die gewaltigen Sturmfluten ganz plöglich über die ſchwelgeriſche Stadt hereinbrachen, ſo ſank die vom Meere verſchlungene Stadt meiſt unverfehrt auf den Meeresgrund nieder.

Wer zu Pfingſten an jener Stelle in die klaren Fluten hinabſchaut, der kann auf dem tiefen Grunde des Meeres noch

jetzt die ehemalige Stadt mit allen ihren Herrlichkeiten erblicken. Man sieht Marmorpaläste mit üppigen Bewohnern, Tempel mit goldenen Kuppeln und ein äußerst geschäftiges Leben und Treiben in den Straßen. Man sieht aber auch das hochmütige, träge und sittenlose Betragen der vielen Reichen, als eine Warnung für die Nachwelt. Junge Fischer, welche in dieser Zeit das Meer befahren und den Lockungen der bösen Menschen in der Tiefe folgen, stürzen in die Fluten und verlieren ihr Leben. Dann klingt dumpfes, wehmütiges Glockengeläut zur Meeresoberfläche empor. Wenn die Sonne sinkt, verbergen Wolken die Gegend und hindern das weitere Schauen in die Tiefe. Ein jäher Nord-Ostwind wühlt alsdann die Fluten auf und zer- schlägt die Fahrzeuge aller Fischer, welche in der Nähe weilen. Daher meiden noch heute in der bewußten Nacht die Fischer die Unglücksstätte. Bei Anbruch des zweiten Pfingstfeiertages ist der ganze Zauber verschwunden und von der gesamten Herrlichkeit nichts mehr zu sehen.

II. Die Gründung von Waldenburg.

Einst wohnte in der Gegend von Waldenburg auf einem stattlichen Schloß eine wunderhübsche Jungfrau, der das weite Land ringsum gehörte. Die Eltern waren schon gestorben, hatten aber ihrem einzigen Kinde viel Geld und Gut hinterlassen. Reichthum und Schönheit der verwaissten Jungfrau wurden bald überall im Lande bekannt. Viele Jünglinge kamen daher nach dem prächtigen Schloß, um sich um die Hand der reichen und schönen Jungfrau zu bewerben. Die Jungfrau wollte aber nur denjenigen Jüngling zum Mann erwählen, der sie im Ballspielen übertreffen würde. Sie selbst galt aber als die geschickteste Ballspielerin weit und breit und besiegte alle ihre Bewerber im Wettspiel.

Nach einiger Zeit kam ein Ritter in das Land, der das Ballspiel ebensogut wie die Jungfrau verstand. Als das Wettspiel zwischen beiden einige Zeit gedauert hatte, versah es die Jungfrau infolge eines Fehltrittes, und der geworfene Ball fiel zur Erde. Die Jungfrau erklärte sich für besiegt und reichte dem geschickten Ritter die Hand zum Ehebunde. Später ließ der Ritter um das Schloß eine Stadt erbauen und nannte die neu-

gegründete Stadt zur Erinnerung an das Ballwettspiel „Waldenburg“. Das Bild seiner schönen Frau aber ließ er in das Wappen der Stadt aufnehmen. Es erinnert noch heute die Waldenburger an die einstige schöne und reiche Ballspielerin. Noch gegenwärtig führt nämlich Waldenburg im Wappen ein Frauenbild, das Blumen in den Händen hält.

B. Aus der pommerellischen Zeit.

12. Die Gründung des Klosters Oliva.

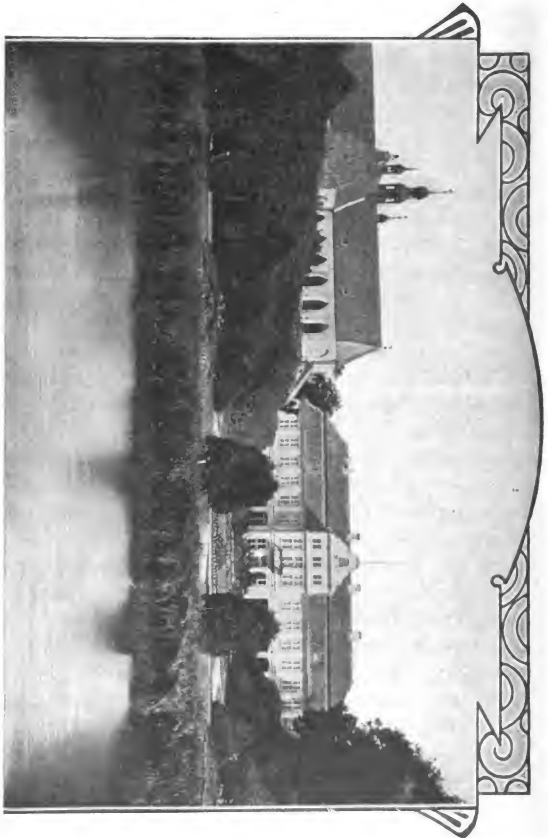
Der pommerellische Herzog Subislaus I., welcher auf seiner Burg zu Danzig wohnte, jagte einst in den weiten Waldungen jener Gegend. Im übergroßen Jagdeifer kam er von seinen Begleitern gänzlich ab. Da brach aus dem dichten Unterholz plötzlich ein mächtiger Eber wütend hervor und stürmte auf den Herzog ein. Dieser versuchte ihn mit seinem vorgehaltenen Jagdspieße zu erlegen. Hierbei stranchelte sein Jagdroß und stürzte zu Boden. Der durch den Fall zersplitterte Jagdspieß drang dem Herzog tief in die Seite. Hilflos blieb der schwer verletzte Jäger liegen. Vergebens stieß er in sein Jagdhorn, niemand hörte ihn.

Schließlich trat unerwartet ein christlicher Einsiedler aus dem Dickicht hervor, eilte hinzu und hob den Gestürzten auf. Er führte ihn in seine unweit belegene Klausel, zog die Holzsplinter aus der schmerzenden Wunde, legte heilsame Kräuter darauf und verband sie sorgsam.

Von der anstrengenden Jagd und der schweren Wunde doppelt ermattet, versiel der Herzog bald in einen tiefen Schlaf. Ihm träumte, er befände sich in einem herrlichen Garten, ein Engel im lichten Gewande, eine Lilienkrone auf dem Haupte und einen Olivenzweig in der Hand, träte auf ihn zu und ermahne ihn, vom wilden Treiben der Jagd abzulassen, dem rohen Heidentume zu entsagen und sich der zur ewigen Seligkeit führenden Christuslehre zuzuwenden.

Als der Herzog nach dem stärkenden Schlaf erwachte, sah er den frommen Einsiedler mit dem Kreuzifix in der Hand vor

sich stehen. Auf seine Mahnung ließ er sich sogleich taufen. Auch beschloß er, an der Stelle seiner Errettung ein Kloster zur



Klosterkirche und Schloß in Oliva.

Ausbreitung des Christentums in seinem Lande zu gründen. Nach dem Olivenzweige, den der Engel im Traum in der Hand getragen hatte, wurde das neue Kloster „Oliva“ genannt.

13. Der Brotstein zu Oliva.

Im Jahre 1217 kam während einer großen Hungersnot ein Schustergeselle aus Wehlau nach dem Kloster Oliva und bat um ein Almosen. Er erhielt von den mitleidigen Mönchen ein kleines Brot. Voll Freude steckte er dasselbe unter seinen Rock, um es vor neugierigen Blicken zu verbergen, und eilte fort. Auf dem Wege nach Danzig wollte er es heimlich verzehren.

Unterwegs begegnete ihm eine arme Frau mit ihren zwei Kindern, die ebenfalls großen Hunger litten. Ein Kind auf dem Arme tragend, das andere an der Hand führend, redete sie den fremden Mann an und bat flehentlich um ein kleines Stückchen Brot. Der hartherzige Mann sagte barsch, er habe kein Brot und leide selbst Hunger. Die Frau merkte wohl, daß der fremde Mann etwas unter dem Rocke sorgfältig verborgen halte, und bat noch dringender um das kleinste Stückchen Brot für ihre schon ermatteten Kinder. Doch vergebens; denn der Mann schwur hoch und teuer, er trage nur einen Stein unter dem Rock, um sich damit die bösen Hunde abzuwehren. Wenn er Brot hätte, würde er es sogleich mit den armen Kindern teilen. Damit ging der gottlose Mann weiter.

Nachdem er eine Strecke des Weges zurückgelegt hatte und die Frau in der Ferne verschwunden war, holte er schnell das Brot hervor, um es begierig zu verzehren. Doch siehe da, — das Brot war wirklich ein harter Stein geworden!

Schrecken ergriff jetzt den schuldbeladenen Mann. Er fühlte bittere Reue über sein schweres Vergehen, kehrte um und ging sofort nach dem Kloster zurück. Hier gestand er den Mönchen, was er getan, und hing den Stein, nachdem er Vergebung erhalten hatte, zum ewigen Gedächtnis in der Klosterkirche auf. Lange Zeit war der rundliche Stein im südwestlichen Kreuzpfeiler der Kirche als Merkwürdigkeit zu sehen, mit der darunter befindlichen Inschrift:

„Nach Christi Geburt zwölfhundertundsiebzehn Jahr
Ein großes Sterben vor Hunger war,
Der Scheffel Korn galt Neunzig Quart,
Dieser Stein allhier von einem Brote ward.“

14. Die Gründung der Stadt Schwes.

Der pommerellische Herzog Suantopolk war Landesherr des Schweser Gebietes. Die Burg Sartowitz (d. h. „Teufelsdorf“) hatte er sich, wie erzählt wird, dem Teufel zum Troß auf den an der Weichsel belegenen und berüchtigten Teufelsbergen erbaut und auch danach benannt.

Einst fuhr er mit seinen Rittern auf Rähnen von Culm nach diesem beliebten Schlosse, in dem er seine Schätze zu verbergen pflegte. Die Weichsel war hoch angeschwollen und bildete an der Mündung des damals sehr reißenden Schwarzwassers gewaltige Strudel. Bevor die Ritterschar das Ziel erreichte, war es finstere, stürmische Nacht geworden. Ein furchtbarer Strudel erfaßte den Rahn des Herzogs und warf ihn um. Die Hälfte der Ritter ertrank, und Suantopolk selbst wurde nur durch einen glücklichen Zufall vom sicheren Tode errettet.

An der Mündung des Schwarzwassers, wo sich damals öfters schweres Unglück ereignete, hatte sich nämlich ein bekehrter Sünder ein kleines Hüttchen erbaut. Um seine früheren Verfehlungen zu sühnen, war er eifrig bemüht, allen hier auf dem Strome Verunglückten Rettung zu bringen. In jener stürmischen Nacht hatte er soeben einen Verunglückten aus einem gefährlichen Strudel gezogen und nach seiner nahen Hütte getragen. Der Gerettete schlug zwar noch einmal die Augen auf, doch waren alle Bemühungen, ihn am Leben zu erhalten, vergeblich. In dem Augenblick, als der Einsiedler seine Gebete über den Sterbenden sprach, vernahm er das Hilfesgeschrei der verunglückten Ritter von der Weichsel her. Ohne dringende Not wollte er den in den letzten Zügen Liegenden nicht verlassen. Um aber doch zu sehen, was der Lärm bedeuete, sprang er eilig mit der geweihten Kerze in der Hand an das Fenster seiner Hütte. Das durch die dunkle stürmische Nacht hindurchdringende Licht rettete den verunglückten Pommernfürsten.

Bei dem Scheine des Sterbelichtes sah von einem zweiten, den Herzog begleitenden Rahn aus ein Ritter seinen Herrn, wie er mit den Wellen kämpfte. Mit kräftigem Arm erfaßte er den schon in die Tiefe Sinkenden und hielt ihn so lange am Rachen fest, bis er mit Hilfe anderer Ritter in den Rahn gezogen werden

konnte. Schon drohte auch dieser umzuschlagen, da teilte sich plötzlich das Gewölk, und der Neumond schien strahlend herab auf die Ermatteten. Suantopols Ritter konnten nun deutlich sehen, wo die Flut am wildesten tobte, und den gefährlichsten Strudeln aus dem Wege steuern. Glücklicherweise erreichten sie das



Der Bergfried der Ordensruine zu Schwet.

Ufer, von dem eben der fromme Einsiedler seinen Kahn löste, um Hilfe zu bringen.

Kurz vor der gefährlichen Fahrt war dem Herzog Suantopolk von seinen Getreuen geraten worden, zum Schutze von Sartowitz gegen die Angriffe des feindlichen Ordens in Schwet eine feste Burg zu bauen. Suantopolk hatte diesen Rat mit den verächtlichen Worten zurückgewiesen: „Ich will kein Schloß in

den Schmuß bauen!“ Nun, als er erschöpft am Ufer niedersank, gelobte er jedoch feierlichst, nicht nur ein Schloß, sondern auch eine Stadt hier am Ufer des Schwarzwassers aufzubauen. Von dem Turme des festen Schlosses aber sollte ein großes Feuer, das Tag und Nacht zu unterhalten sei, weit hineinleuchten in das Land und über den gefährlichen Strom. Am Tage sollte es als ein gewaltiges Licht zu Ehren des gnädigen, hilfreichen Gottes brennen, in der Nacht dagegen, um Verunglückten Rettung zu bringen. Wenn sich jedoch die Feinde nach seinem geliebten Sartowitz schleichen wollten, sollte es, gleichfalls als Wahrzeichen, erlöschen.

Als bald erstand das Schloß, und vom Turme desselben, der oben platt und ringsum umkrönt, einem gewaltigen gemauerten Lichte gleich, brannte lange Jahre hindurch ein ewiges Feuer. Wo die Hütte des Einsiedlers stand, erbaute man ein Kirchlein des heiligen Michael, der als himmlischer Wächter und Ritter unter den Engeln verehrt wurde. Um die Kirche herum entstand allmählich die Stadt. Da durch ein Licht die Rettung Suantopols ermöglicht wurde, nannte man Schloß und Stadt „Swieciem“ („Licht“), woraus der Name „Schweß“ entstanden sein soll, und noch das gegenwärtige Siegel der Stadt enthält das Bild des Neumondes, der damals Hilfe brachte.

15. Das Haupt der heiligen Barbara.

Herzog Suantopolk von Pommerellen unternahm von seinem festen Schlosse Sartowitz bei Schweß aus häufig Raubzüge in das Culmerland und fügte dem Deutschen Ritterorden zuweilen recht empfindlichen Schaden zu. Der Marschall des Deutschen Ritterordens, Dietrich von Bernsheim, erstürmte 1243 in der Nacht zum St. Barbaratage mit einer tapferen Ritterschar dieses starke Schloß und zerstörte es bis auf den Grund. Zahlreiche Männer wurden erschlagen und viele zusammengeraubte Schätze und Kostbarkeiten erbeutet. Der wichtigste Schatz, der in einem tiefen Gewölbe vorgefunden wurde, war das Haupt der heiligen Barbara. Letzteres ist nach folgender Begebenheit in den Besitz des feindlichen Herzogs gekommen:

Zwei Jünglinge, Senebalduß aus Genna und Ericuß, der Sohn des Königs Waldemar von Dänemark, studierten zusammen



Die Barbarakapelle zu Sartomitz.

in Paris und wurden bald treue Freunde. Nach Jahren war Senebalbus unter dem Namen Innocenz IV. römischer Papst geworden, und Ericus hatte als Erich VII. den Thron seiner Väter bestiegen.

Um die alte Freundschaft zu erneuern, schickte der Papst einen Cardinal nach Dänemark, damit er dem Könige das Haupt der heiligen Barbara und ein Stück vom Kreuze Christi verehere.

Als der Cardinal nach Dänemark kam, war der König gerade vor der Pest nach Gotland geflohen. Der päpstliche Legat fuhr ihm nach, wurde aber auf dem Belt von einem gewaltigen Sturme ereilt und bis nach der pommerellischen Küste verschlagen.

Suantopolk, der Herzog Pommerellens, hatte in seinem Lande Strandrecht. Wer seinen Strand ohne seine Erlaubnis berührte, hatte Leib und Gut verwirkt. Daher wurde der Cardinal gefangen genommen und mußte auf einer benachbarten Mühle Grütze mahlen. Die seltenen Heiligtümer schickte Herzog Suantopolk auf sein festes Schloß Sartowik.

Nach einiger Zeit ritt der Bischof von Camin, ein Schwesterjohn Suantopolks, zufällig durch den Ort und hörte den Gefangenen mit heller Stimme das „Salve regina“ singen. Er schickte sogleich nach der Mühle und ließ sehen, wer da so schön jänge. Als er alles erfahren hatte, bat er den Gefangenen vom Herzog los. Aus Dankbarkeit soll dem Bischof vom Papste das Recht verliehen worden sein, daß fortan für alle Zukunft die Bischöfe von Camin keinem Erzbischof, sondern nur allein dem Papste zu gehorchen hätten.



II. Aus der Ordensherrschaft.

A. Aus der Eroberungszeit des Deutschen Ritterordens.

16. Die Pfarrkirche zu Culm.

Culm ist eine turmreiche Stadt auf hohem Weichselufer. Zu den schönsten Bauwerken aus der Ordenszeit gehört die katholische Pfarrkirche daselbst. Diese Kirche sollte eigentlich zwei Thürme erhalten. Als sie gebaut wurde, hatten die Stadtväter dem Baumeister die Verpflichtung auferlegt, die Kirche mit ihren beiden Thürmen bis zu einem bestimmten Tage fertigzustellen. Der festgesetzte Tag rückte immer näher heran, und doch war der zweite Turm erst bis zur Hälfte vollendet. Um sein gegebenes Wort nicht brechen zu müssen, ließ der Meister fortan nicht nur Tag und Nacht hindurch, sondern auch die Sonn- und Feiertage über eifrig arbeiten. Es gelang ihm auf diese Weise wirklich, den Kirchbau bis zu dem ausbedungenen Tage zu vollenden.

Nun sollte die Kirche eingeweiht werden. Viel Volk war auf dem Kirchplatze festlich versammelt. Plötzlich erhob sich in der Luft ein gewaltiges Säusen und Brausen. Die bestürzte Menge sah einen Engel mit einem Flammenschwerte vom Himmel herabschweben und den zuletzt vollendeten Turm anzünden. Der zweite Turm brannte bis auf den Grund nieder, ohne daß die Kirche und der erste Turm irgendwie Schaden gelitten hätten.

Später versuchte man, den zweiten Turm nochmals aufzubauen. Diesmal ließ ein Blitzstrahl die kaum vollendete Arbeit in Flammen aufgehen. Nun sah man von der Vollendung des beabsichtigten Baues ganz ab, und seitdem hat die schöne Pfarrkirche nur einen Turm.

17. Die Gründung der Burg Rehden.

Bei der Eroberung des Culmerlandes durch die Ordensritter unter Anführung des Landmeisters Hermann Balk gelangte die tapfere Ritterschar im Jahre 1233 in die Gegend von Rehden. Als der Landmeister von einem südlich von Rehden belegenen Höhenzuge aus, jetzt Wygon genannt, die drei Rehdener Burgwälle erblickte, war er darüber sehr entzückt und sprach zu seinen Begleitern: „Bis hierher haben mich die Raden (Räder) gebracht. Jetzt will ich Rast halten und auf dem nördlichen Burgwalle den



Die Burgruine Rehden.

Grundstein zu einer schönen Burg legen. Sie soll zum ewigen Gedächtnis den Namen „Raden“ führen!“

Auf einem großen Granitblocke wurde alsdann ein Rad mit sieben Speichen eingemeißelt. Ein gleiches Bildnis diente später den Rittern der neugegründeten Burg als Siegel. Als um die Burg allmählich die Stadt entstand, wurde das Bild eines siebenspeichigen Rades auch in das Stadtwappen aufgenommen und wird bis auf den heutigen Tag als Stadtsiegel geführt. Der große Stein ruht noch jetzt unweit der Vorburg und nahe der Brücke im Stadtgraben. Bei trockener Jahreszeit kommt er zum Vorschein und zeigt Vorübergehenden das eingemeißelte Rad mit

den sieben Speichen. Der Name Raden hat sich aber im Laufe der Zeit in Rehdn verwandelt.

18. Der Seeteich bei Elbing.

Der Seeteich ist ein beliebter Ausflugsort in Elbings Umgegend. An der Stelle des Seeteiches stand einst eine der ersten christlichen Kirchen in dieser Gegend. Als eines Tages hier Gottesdienst abgehalten wurde, kamen die umwohnenden Heiden in Scharen herbei, um die Anhänger der neuen Religion zu vernichten. Sie wollten die Kirche stürmen und den Priester töten. In dieser höchsten Gefahr fiel plötzlich ein Feuerball vom Himmel, der die Kirche und die ganze Gegend in Flammen setzte, während der Priester vor den Augen aller unverfehrt emporgehoben wurde. Alles, was das Feuer berührte, versank nebst den stürmenden Heiden tief in die Erde. An der Stelle des eingesunkenen Erdreiches bildete sich der sogenannte Seeteich. Zu gewissen Zeiten soll man noch heute das Wimmern der Heiden, das Prasseln des Feuers und das Läuten der Glocken auf tiefem Grunde hören.

19. Das weiße Pferd.

Zu Weißenberg am rechten Weichselufer, unweit der Teilung der Weichsel in Weichsel und Rogat, wohnte vor langen, langen Jahren ein edler Preuße, mit Namen Drogo, der es treu mit dem Deutschen Orden hielt, obwohl er Heide war. Nach der Gewohnheit seines Volkes wollte er weder ein weißes Pferd reiten, noch ein solches auf seinem Grund und Boden leiden. Die heidnischen Preußen pflegten nämlich die weißen Pferde ihren Göttern zu opfern. Wenn sie dies nicht taten, so töteten sie wenigstens die Pferde.

Der Ordensbruder Dietrich, der Vogt von Samland, wollte ihm dies ausreden und kam deshalb auf einem weißen Pferde zu ihm geritten. Drogo schwieg dazu, obgleich es ihm nicht gefiel. Am anderen Morgen fand man jedoch das weiße Pferd tot vor. Drogo schenkte dem Vogt sofort ein anderes Pferd und bat ihn, wenn er wieder zu ihm käme, kein weißes Pferd mitzubringen; denn seine allmächtigen Götter wollten es nicht leiden. Als der Vogt dennoch auch das zweite Mal auf einem weißen Pferde ankam, geschah es ihm wie vorher. Er kam noch ein drittes Mal,

ließ aber jetzt das weiße Pferd über Nacht gesattelt stehen und ein Kreuzifix am Sattel desselben hängen. Am anderen Tage war das Pferd frisch und gesund. Nun verwunderte sich Drogo sehr, daß seine allmächtigen Götter das Pferd nicht hätten umbringen können. Der Vogt belehrte ihn, daß er einen weit stärkeren Gott habe. Zwar habe nur sein Bild am Pferde gehangen, doch hätten die heidnischen Götter ihm nichts anhaben können. Diesen Gott wollte Drogo auch gern kennen lernen. Der Vogt sandte ihm daher einen Mann, der ihn im Christenglauben unterwies. So wurde Drogo ein Christ.

20. Heiligenbrunn.

Am südlichen Fuße des reizenden Johannisberges bei Danzig liegt der Ort Heiligenbrunn. Vor alten Zeiten sprudelte hier im grünen Thal eine kristallklare Quelle, die anfangs aber nur wenig bekannt war. Ein blinder Greis hatte sich einst hierher verirrt, wusch sich die kranken Augen in der kühlen Quelle und war durch ein Wunder sehend geworden. Aus inniger Dankbarkeit faßte er die heilbringende Quelle in Stein, errichtete daneben ein Kreuz und wollte hier fortan den Rest seines Lebens als Einsiedler verbringen. Ein bescheidenes Hüttchen, das er sich am Waldesjaume errichtete, gewährte ihm Obdach.

Das Land ringsum gehörte einem jungen heidnischen Fürsten. Derselbe kam eines Tages zu dem Einsiedler und klagte ihm, daß die deutschen Ordensritter, die den heidnischen Preußen das Christentum bringen wollten, von ihm verlangt hätten, er solle seinen herrlichen Wald lichten, damit sie auf einem der bewaldeten Hügel eine christliche Kirche erbauen könnten. Dies wollte er aber nicht dulden, weil er die Religion der Christen verachte und an dem Glauben seiner Väter festhalten werde.

Der Greis beschwichtigte den erregten Fürsten und riet ihm, die Bitte der christlichen Ritter zu erfüllen. Er selbst habe sich zum Christentume bekehrt und eingesehen, daß die heidnischen Götter ohnmächtig seien.

Während sie noch miteinander redeten, nahte von der Stadt her ein reicher Handelsherr mit seiner auffallend schönen Tochter, die jedoch durch eine schwere Krankheit gänzlich erblindet war. Der betrübte Vater bat den Greis flehentlich, seine unglückliche

Tochter heilen zu wollen. Die Wunderkraft der Quelle war nämlich längst weithin bekannt geworden, und viele Augenkranken kamen, Heilung zu suchen.

Der Einsiedler erwiderte dem Handelsherrn, er müsse zunächst den anwesenden Fürsten des Landes um die Erlaubnis bitten, seiner Tochter hier eine Wohnstätte errichten zu dürfen; denn nur durch längeren Aufenthalt in der Nähe der Quelle sei Heilung zu erwarten.

Raum hatte der Fürst diese Worte vernommen, als er sogleich Vater und Tochter bat, über sein Land so verfügen zu wollen, als wenn es ihr Eigentum wäre. Damit schied der Fürst.

Bald war ein hübsches Häuschen neben des Einsiedlers Hütte errichtet. Die junge Kaufmannstochter bezog es mit ihren Dienerinnen und suchte täglich Heilung an der Quelle. Nach einiger Zeit wurden ihre Augen merklich besser, bis sie endlich das volle Augenlicht wieder erhalten hatte. Hocherfreut bestieg sie nun Tag für Tag den nahen Berg und erfreute sich der herrlichen Natur ringsum.

Der junge Fürst des Landes hatte unterdessen den weisen Rat des alten Einsiedlers befolgt und in Frieden mit den Rittern den Bau der Kirche fördern helfen. Als das Werk vollendet war, eilte er über die Berge zu dem Einsiedler, um ihm erfreut von der Vollendung der Kirche Nachricht zu geben und zugleich zu erzählen, daß auch er ein Christ geworden sei.

In der Waldeinsamkeit begegnete er unerwartet einem schönen Mädchen, das erschreckt zu fliehen versuchte. Der Fürst hielt es zurück, beruhigte es und erkannte in ihm das Mädchen, das er vor längerer Zeit bei dem Einsiedler blind gesehen hatte. Da er Wohlgefallen an der reichen Kaufmannstochter fand, hielt er um ihre Hand an. Als das glückliche Paar nach der Trauung aus der neuerbauten Kirche unter dem Jubel der Bevölkerung nach der heilbringenden Quelle und ihrer Wohnung zurückkehrte, rief die hochbeglückte Braut freudig aus:

„Dieses Thal mit seiner Quelle,
Wo mein Lebensglück entstand,
Sei nebst uns'res Hauses Schwelle
Künftig Heiligenbrunn genannt.“

Lange Zeit wallfahrten viele Kranke nach Heiligenbrunn, um ebenfalls von der Blindheit befreit zu werden. Ihr Glaube an die Heilkraft der Quelle war auch nicht vergebens; denn gar viele genasen tatsächlich vom schwersten Augenleiden. Einst kam jedoch ein ungläubiger Spötter auf seinem blinden Pferd an die heilsame Quelle geritten. In größter Wut hatte er vor einiger Zeit selbst seinem Pferde mit der Peitsche die Augen so heftig geschlagen, daß sie erblindeten. Als er von der Wunderkraft der Quelle hörte, rief er spottend aus: „Nun wohl, das soll auch meinem kranken Gaul zu gute kommen!“ Rasch stieg er ab und führte das blinde Tier an die Quelle. Es trank mit Behagen von dem kühlen Wasser; ebenso behaglich steckte es den Kopf badend hinein. Neugierig und spöttisch schaute der Reiter zu. Plötzlich wurde er freudig gewahr, daß sein Pferd das Augenlicht wieder erhalten hatte. Aber bald merkte er zu seinem größten Schrecken, daß seine eigenen Augen sich immer mehr verdunkelten und schließlich ganz erblindeten, — eine gerechte Strafe für seinen sündlichen Spott. Seit dieser Zeit erlosch die Heilkraft der Quelle und hat keinem Unglücklichen mehr Hilfe gebracht.

21. Die fünf Linden bei Kickelhof.

Zu der Königlichen Herrschaft Cadinen gehört das Vorwerk Kickelhof, an der von Cadinen nach Tolkemit führenden Chaussee gelegen. Dem Vorwerk gegenüber auf der anderen Seite der Chaussee stehen fünf uralte Linden, die einen viereckigen Platz einschließen. Auf diesem Plage stand früher eine vielbesuchte Kapelle, welche dem heiligen Jakobus dem Älteren gewidmet war.

Zur Zeit des Befehrkrieges der deutschen Ordensritter mit den heidnischen Preußen war eine Anzahl Ordensritter auf Schiffen den Elbingsfluß abwärts gefahren und in das Frische Haff gelangt. Hier wollten sie die am Haffufer wohnenden Heiden zum Christentum bekehren. In der Gegend des heutigen Tolkemit waren sie gelandet und drangen erobernd in das Innere des Landes ein. Es war gerade am Jakobustag, als sie ihren Kreuzzug begannen. Auf der Burg Tolkemita wohnte der heidnische Beherrscher des Landes. Die Heiden, welche die fremden Gäste nicht dulden wollten, traten ihnen bald feindlich entgegen. In ihrer großen Überzahl gelang es ihnen auch, den Ordensrittern

den Weg zu ihren Schiffen zu verlegen und sie weiter in das Innere des Landes zu vertreiben.

In der Nähe des heutigen Dickelhofes setzten sich die tapferen Ordensritter, auf Gottes Hilfe bauend, ihren Verfolgern zur Wehr. Bevor sie den ungleichen Kampf aufnahmen, taten sie das feierliche Gelübde, daß sie, falls sie als Sieger das Feld behaupten würden, zu Ehren des heiligen Apostels Jakobus hier eine Kapelle errichten und in der Nähe eine Stadt gründen wollten. In dieser frohen Zuversicht traten sie ihren zahlreichen Feinden entgegen. Sie hatten sich auch nicht getäuscht. Unter Gottes gnädigem Beistand und durch Vermittlung des heiligen Apostels Jakobus siegten sie, und die feindlichen Scharen wurden gänzlich vernichtet.

Hierauf kehrten die siegreichen Ordensritter nach dem Strande zurück. An der Stelle, wo heute die Pfarrkirche von Tolckmit steht, legten sie den Grundstein zur Stadt. Auf der blutigen Wahlstatt, wo zahlreiche Brüder für ihren heiligen Glauben den Heldentod erlitten hatten, errichteten sie zunächst ein Kreuz. Bald darauf wurde ihrem Gelöbniß gemäß die Kapelle erbaut. Sie wurde „Kapelle des heiligen Jakobus zum heiligen Blut“ genannt. Später breitete sich das Christentum in dieser Gegend immer weiter aus. Die Jakobuskapelle wurde selbst für entferntere Gegenden ein beliebter Wallfahrtsort. Besonders am Feste des heiligen Jakobus strömte hier eine gläubige Volksmenge zusammen. Der Papst gewährte sogar einen vollen Ablass denjenigen Christen, die die Kapelle am Feste des Heiligen besuchen würden.

22. Der getreue Ehrene auf Christburg.

Westlich von den geneigten Ebenen des Oberländischen Kanals liegt an der bis dahin schiffbaren Sorge das Städtchen Christburg. Es ist 1266 vom Landmeister Heinrich Wida gegründet worden. Hart am Ufer des Sorgesflüßchens erhebt sich der hohe Schloßberg, auf dem einst die feste Ordensburg stand. Damals wohnte auf der Christburg der Ordensstrappier oder Kleidermeister, der für die vorschriftsmäßige Bekleidung der Ordensritter zu sorgen hatte. In Christburg befanden sich daher Spinnereien, Webereien und die nötigen Walkmühlen zur Herstellung des Tuches für die Mitglieder des Ordens. —

Bald nach der Gründung Christburgs unternahmen die Hartner unter Anführung ihres Fürsten Ditwan und die Pogesanier unter ihrem Hauptmann Linko einen Raubzug in das Culmerland. Mit List wußten die Heiden die Macht des Ordens zu teilen.

Während Konrad von Thierberg, der Komtur von Christburg, sie mit einem großen Ordensheere verfolgte, schickten sich die heidnischen Preußen eben an, die Ordensburg Trappeinen zu stürmen. Beim Nahen des Ordensheeres ergriffen die Belagerer eiligst die Flucht. Die Ordensritter zogen nach dem Entsatze von Trappeinen an den Sorgefluß, schlugen hier bei dem Dorfe Boganse ihr Lager auf und überließen sich sorglos der Ruhe. Dies hatten die verjagten Preußen bald in Erfahrung gebracht, sammelten sich bei Marienwerder, überschritten bei Nacht den Sorgefluß und überfielen das Ordensheer im Schlafe. Zwölf Ordensritter und fünfhundert Keisige blieben auf dem Kampfplatze.

Nach Christburg war in dieser Zeit ein tapferer Preuße, mit Namen Syrene, gekommen und hatte den zurückgebliebenen Ordensrittern seine Dienste angeboten. Er war ein treuer Christ geworden und hatte sich nicht an dem allgemeinen Aufstande seiner Landsleute beteiligt. Die Ordensritter trauten ihm jedoch nicht recht, sondern hielten ihn für einen Spion. Um vor einem etwaigen Verrat durch ihn gesichert zu sein, sperrten sie ihn bei elender Kost in den Schloßthurm ein.

Die Besatzung von Christburg hatte von der großen Niederlage ihrer Brüder am Sorgefluß noch keine Ahnung, glaubte vielmehr das Ordensheer siegreich in der Verfolgung des Feindes begriffen. Weil nach ihrer Meinung vom Feinde nun nichts mehr zu befürchten war, hatte sie es nicht einmal für nötig befunden, die Zugbrücke aufzuziehen.

Unterdessen hatten sich die siegreichen Preußen herangeschlichen, sahen zu ihrem größten Erstaunen die Zugbrücke niedergelassen und waren bereits bis in die Vorkurg eingedrungen. Dies war dem wachsamem Syrene hinter dem kleinen Gitterfenster seines Gefängnisses nicht entgangen. Er sah die schleichenden Gestalten näher kommen und ahnte sogleich, was im Werke sei. Mit fast übermenschlicher Anstrengung sprengte er die Thür seines Kerkers, ergriff eine dort liegende Keule und stürzte sich seinen eindringenden Landsleuten entgegen. Syrene, ein Mann von ungewöhnlichen Körperkräften, ließ die schwere Keule um seinen Kopf schwirren

und streckte einen Feind nach dem andern zu Boden. Es gelang ihm schließlich, die zahlreichen Feinde bis über die schmale Brücke zurückzudrängen.

Von dem heftigen Kampflärm waren inzwischen auch die Ritter erwacht und eilten herbei. Sie sahen, wie Syrene bis über die Brücke vorgeedrungen war und die Feinde weiter zurücktrieb. Statt ihm nun aber zu Hilfe zu eilen, zogen sie feiger Weise die Zugbrücke hinter ihm in die Höhe und überließen den heldenmütigen Ketter der wilden Feindeshorde. Die Geistesgegenwart verließ den tapferen Syrene jedoch keinen Augenblick. Lebendig wollte er seinen Feinden nicht in die Hände fallen. Noch einmal verschaffte er sich mit der wuchtigen Keule Luft, obwohl ihn bereits die ergrimnten Feinde hart bedrängten, sprang plötzlich in den tiefen Graben hinab und schwamm hinüber. Von zahllosen Pfeilen umschwirrt, kamm er mit unsäglichlicher Mühe am Bollwerk und dann an den Ketten der aufgezogenen Zugbrücke in die Höhe und gelangte glücklich wieder in die Burg. Was für ein Lohn ihm für diese heldenmütige Tat geworden ist, wissen wir nicht.

Die Besatzung der Burg war selbst so sorglos gewesen, sich nicht genügend mit Lebensmitteln zu versehen. Da die belagernden Preußen jede Zufuhr von Lebensmitteln abschnitten, wären die eingeschlossenen Burgbewohner zweifellos Hungers gestorben. Aber Samile, ein pomesanischer Edelmann, der es heimlich mit den Ordensrittern, öffentlich jedoch mit seinen Landsleuten hielt, wußte es dahin zu bringen, daß die Burgbewohner dennoch die erforderlichen Nahrungsmittel bekamen. Als die tief erbitterten Preußen dies erfuhren, gossen sie dem gefangenen Samile kochendes Wasser in den Mund, brieten ihn dann am hellen Feuer und schickten den tödlich Verletzten auf die belagerte Burg. Schließlich mußten die Preußen die Belagerung der Burg doch aufgeben und abziehen.

23. Die Thorner Katharinen.

Der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen hatte 1309 den hochmeisterlichen Sitz von Venedig nach der Marienburg verlegt. Aber nur noch zwei Jahre lang vermochte er von der stattlichen Marienburg aus für des Landes Wohl zu sorgen. Schon im Anfange des Jahres 1311 starb er.

Der neu erwählte Hochmeister, Karl Bessart von Trier, war gleichfalls mit allem Eifer auf die Wohlfahrt des Landes bedacht. Doch schwer und drückend war die Zeit seiner Regierung. Der Kampf mit den kriegerischen Nachbarvölkern wurde immer blutiger und drückender. Fast in jedem Jahre fielen heidnische Horden mordend und plündernd in das Ordensgebiet ein. Die tapferen Ordensritter mußten immer von neuem in den Kampf ziehen und vergalteten nicht selten den zugefügten Schaden reichlich.

Als sie wieder einmal einen ruhmreichen Sieg über die heidnischen Litauer erkämpft hatten, war die Kriegsbeute ganz besonders reichlich ausgefallen. Aber neben anderer Beute war den siegreichen Ordensrittern auch eine Anzahl Jungfrauen in die Hände gefallen. Es machte den edlen Rittern viel Kopfschmerzen, wie sie diese schutz- und obdachlosen Jungfrauen unterbringen und versorgen sollten.

Schließlich wurde die Angelegenheit dem Hochmeister zur Entscheidung vorgetragen. Er entschied dahin, daß die übrige reiche Kriegsbeute verkauft und aus dem Erlös ein Nonnenkloster für die kriegsgefangenen Jungfrauen gegründet werden sollte. Sein Befehl wurde sogleich befolgt, und 1312 wurde das Bernhardiner-Cistercienser-Nonnenkloster bei Thorn erbaut.

Die dort untergebrachten Jungfrauen führten als Nonnen ein recht vergnügliches Leben, da die Unterstützungsgelder des Ordens sehr reich ausfielen. Sorgen brauchten sie sich um ihren Lebensunterhalt nicht zu machen, und so waren sie hauptsächlich darauf bedacht, Gaumen und Magen durch allerhand gute Speisen zu ergötzen.

Die Kloster Schwester Katharina hatte es verstanden, einen vorzüglichen Pfefferkuchen zu bereiten. Auf der Mostertafel prangten allemal neben anderen Süßigkeiten auch diese „Katharinchen“, wie das ausgezeichnete Backwerk bald benannt wurde. Aus den engen Klostermauern hatte sich der gute Ruf der „Katharinchen“ mit der Zeit weithin verbreitet. Deshalb waren die schwelgerischen Kloster Schwestern eifrig bemüht, das Rezept für die Bereitung des berühmten Pfefferkuchens strengstens geheim zu halten.

Das üppige Leben im Bernhardiner-Nonnenkloster zu Thorn erregte jedoch bald das Mißfallen seiner Beschützer, der sittenstrengen Ordensritter. Die Unterstützungsgelder wurden daher



Tchern, „die Königin der Weichsel“.

erheblich beschnitten und blieben später fast ganz aus. Nun waren die verwöhnten Nonnen gezwungen, sich meistens durch das Backen und Verkaufen von Pfefferkuchen zu unterhalten. Ihr Geheimnis, das ihnen jetzt den Lebensunterhalt bot, suchten sie auch weiterhin treulich zu wahren.

Schließlich muß das sorgsam gehütete Geheimnis doch verraten und den Honigkuchenfabrikanten Thorn's bekannt geworden sein. Schon seit mehreren Jahrhunderten ist das berühmte Rezept Gemeingut aller Thorner Honigkuchenfabrikanten, und die weit und breit berühmten „Thorner Katharinen“ werden noch heute nach diesem uralten Rezept angefertigt und besonders zur lieben Weihnachtszeit nach allen Himmelsrichtungen versandt.

Später sollen die Honigkuchenfabrikanten Thorn's nur Teig verarbeitet haben, der fünfzig Jahre gestanden hatte. Es bildete sich sogar eine besondere Honigkuchler-Zunft, deren Zunftkinder nur untereinander heiraten durften. Die wertvollste Hochzeitsgabe für die Zunftkinder bestand damals in einer Bütte voll solchen fünfzigjährigen Teiges.

Seitdem ist manches Jahr verstrichen, viele Millionen der kleinen Honigkuchen sind besonders von den Kindern mit großer Vorliebe verspeist worden, aber die Erfinderin der „Thorner Katharinen“, die Klosterschwester Katharina, ist längst vergessen worden.

Auch das Nonnenkloster, an der Weichsel gelegen, ist seit Jahrhunderten vom Erdboden verschwunden. Es wurde 1655 mit der Kirche von den Schweden abgebrochen, weil es die Schweden bei der Verteidigung der Stadt Thorn hinderte. Nur der leere Name des „Katharinentors“ von Alt-Thorn erinnert noch an jene Zeit.

Doch der Ruhm der „Thorner Katharinen“ ist von der Ordenszeit bis auf die Gegenwart stets der gleiche geblieben. Selbst als Thorn, „die Königin der Weichsel“, von 1466 bis 1793 unter polnischer Herrschaft stand, rühmte man begeistert die vier Wunder Polens:

„Thorner Pfefferkuchen,
Warschauer Schuh,
Posener Liköre,
Danziger Goldwasser dazu.“

B. Aus der Blütezeit des Deutschen Ritterordens.

24. Der gottlose Wucherer zu Thorn.

Ein reicher Wucherer ging 1343 vor die Stadt Thorn in die Weinberge hinaus, legte dort seinen Gürtel mit dem Geldbeutel, in dem sich hundert Goldgulden befanden, ab und vergaß ihn. Bald darauf kam ein armer Masur, der in der Stadt um geringen Tagelohn arbeitete, an die Stelle und fand den vollen Geldbeutel. Er ging in die Stadt zurück und fragte überall, ob jemand den Beutel mit Geld verloren habe. Es meldeten sich wohl viele Leute, aber niemand konnte die bestimmten Erkennungsmerkmale angeben. Schließlich kam auch der Wucherer hinzu. Da er sich gehörig ausweisen konnte, erhielt er seinen Geldbeutel zurück. Anstatt nun dem ehrlichen Masuren eine Belohnung zu geben, ließ er ihn festnehmen und gab an, derselbe habe ihm einen Teil des Geldes gestohlen. Dies verdroß einige Bürger, welche den Masuren als einen ehrlichen und frommen Mann kannten. Sie gingen sogleich zum Hauskomtur und zeigten ihm die Sache an. Der Hauskomtur berichtete es dem gerade in der Burg anwesenden Hochmeister, welcher damals den König Kasimir III., den Großen, von Polen nach Thorn zu einer Zusammenkunft eingeladen hatte.

Der Hochmeister forderte sogleich beide mit dem vollen Geldbeutel vor sich. Zunächst fragte er den Wucherer, ob es denn wirklich der Beutel sei, den er vergessen habe. Dieser bejahte es. Nun fragte er den Masuren, ob er den vorliegenden Beutel gefunden habe. Auch dieser versicherte es, bemerkte aber zugleich, daß er gar nicht gewußt habe, wieviel Geld darinnen gewesen sei. Der Hochmeister forschte weiter, welche Geldsumme der Wucherer im Beutel gehabt habe. „Hundert Gulden,“ antwortete er. Das im Geldbeutel vorhandene Geld wurde vom Hochmeister selbst nachgezählt und in der bezeichneten Summe richtig vorgefunden. Darauf fragte er den Wucherer, warum er den Masuren habe festnehmen lassen, wenn er doch sein Geld richtig vorgefunden habe. Der Wucherer antwortete: „Die Meinung, daß die Masuren gern stehlen, ist allgemein. Daher glaubte ich, es müsse mehr im Beutel gewesen und etwas davon entwendet sein.“

Somit schien es ungewiß, wieviel Geld der Wucherer in Wirklichkeit verloren hatte. Daher schüttete der Hochmeister das Geld wieder aus, gab dem Wucherer den leeren Beutel zurück und sagte ernsthaft: „Aus Deinen eigenen Worten erkenne ich zwar, daß



Die Ordensburg Thorn. (Entwurf von E. Steinbrecht.)

der Beutel Dein ist, nicht aber das Geld; denn es ist nicht soviel vorhanden, als Du meinst!“ Dem ehrlichen Masuren gab er zehn Gulden mit den Worten: „Hättest Du betrügen wollen, so hättest Du alles behalten.“ Das übrige Geld verteilte er zur Ehre Gottes unter die Armen.

25. Tolkemit und Frauenburg als Nebenbuhler.

Tolkemit an der westpreussischen und Frauenburg an der ostpreussischen Grenze pfl egten sich als Nachbarstädte vor alten Zeiten gern zu verspotten und zu verhöhnen. Mit scheelen Augen beneideten sie während der Blütezeit des Deutschen Ritterordens oft einander. Ja, sie scheuten sich durchaus nicht, sich zuweilen gegenseitig einen kleinen Schabernack zu spielen.

Damals besaß Frauenburg einen umzäunten Raum, in dem allerhand gepfändete Güter untergebracht wurden. Eines Tages



Frauenburg.

hatte sich ein Tolkemiter Bock in das Frauenburger Gebiet verlaufen. Die Frauenburger nahmen den Überläufer sogleich gefangen und führten ihn vergnügt in ihren Pfandstall. Sie hofften, dafür ein anständiges Pfandgeld zu erhalten, wurden aber arg enttäuscht. Die Stalltür besaß leider kein Schloß und war von innen nur mit einer Kube zugesteckt. In einem unbewachten Augenblicke verzehrte der Gefangene behaglich den ganzen Verschluß, eilte hinaus und trottete gemüthlich heimwärts. Seit dieser Zeit nannten die spottlustigen Tolkemiter ihre Nachbarstadt Frauenburg den Bockstall und die Einwohner dajelbst Bockstädter.

Bald darauf mußten sich die Tolkemiter gleichen Spott gefallen lassen. Ein Riesenaal hatte, wie die Frauenburger erzählten, schon seit langer Zeit sein Unwesen im Frischen Haff getrieben und bedrohte die Stadt Tolkemit. Die Tolkemiter mußten ihn, um das Unheil von ihrer Stadt abzuwenden, gut verpflegen. Als sie ihm aber einmal Tolkemiter Bier verabfolgten, starb der gefürchtete Aal an Alkoholvergiftung. Er wurde unter dem Jubel der Bevölkerung an die Kette gelegt. Dem Fremden zeigt man noch heute im Tolkemiter Hafen die Stelle, wo der Riesenaal angekettet war. Auch die Kette soll noch vorhanden sein. Ein langer, abshüssiger Waldweg in der zwischen Tolkemit und Frauenburg belegenen Forst Wieck führt zur Erinnerung daran bis auf den heutigen Tag den Namen „langer Aal“. Später hatte Tolkemit noch eine Belagerung durch eine große Schar von Stinten auszuhalten. Sie wurde zwar siegreich abgeschlagen, aber die Frauenburger Spötter bezeichneten die Tolkemiter Bürger nunmehr als Stintstecher.

26. Das Madonnenbild zu Marienburg.

In einer Mauernische der Schloßkirche zu Marienburg steht auf der Außenseite ein 8 Meter hohes, prächtiges Muttergottesbild mit dem Christuskinde. Die Jungfrau Maria trägt auf dem linken Arme den Jesusknaben, während die rechte Hand ein metallenes, vergoldetes Zepter, das mit Eichenblättern und einer Eichel geziert ist, emporhält. Das altehrwürdige Madonnenbild tritt aus dem goldenen Hintergrunde der hohen Mauernische, deren Seitenwände himmelblau gefärbt und mit goldenen Sternen besät sind, deutlich hervor und ist schon aus weiter Ferne sichtbar. Der Fußboden der Nische ist nach vorn geneigt und mit gelben und grünen Fliesen belegt. Das Gewand der Jungfrau ist golden und von einem weiten, roten, mit goldenen Vögeln verzierten Mantel umwallt. Ihr Haupt ist von einem weißen Schleier umschlungen und trägt eine Krone. Das Christuskind hat ein rotes, mit goldenen Blumen verziertes Kleid an, eine Krone auf dem Haupt und hält in der linken Hand eine Weltkugel, während die rechte Hand an Marias Brust ruht. Die übermenschlichen Figuren wie die hohe Nische sind aus Mosaik, d. h. durch Nebeneinanderreihung von kleinen, verschiedenfarbigen Glassteinchen in

Gipsmörtel hergestellt. Das ganze Kunstwerk hat in Europa nicht mehr seinesgleichen und ist noch heute eine Zierde der wiederhergestellten Burg. —



Die Marienkirche mit dem Marienbilde.

Der Künstler, der dies Bild schuf, war ein frommer, schlichter Mann. Er hatte zur Herstellung so viel Zeit verwendet, daß er inzwischen zum Greise geworden war. Als das Kunstwerk endlich fertig vor ihm stand, war es ihm unendlich schmerzlich, von der ihm lieb und wert gewordenen Arbeit zu scheiden. In der Nacht

vor dem Morgen, an dem es aus seiner Werkstatt fortgeschafft werden sollte, zündete er eine Anzahl geweihter Kerzen um das Bild an, kniete davor nieder und weinte bitterlich. Er erinnerte sich der herrlichen Stunden froher Schaffenslust, die er an diesem Werk verbracht hatte. Wie oft hatte er den Segen des Himmels zu empfinden geglaubt, wenn er sich in den Feierstunden der notwendigen Ruhe überließ und dabei den Blick auf das Bildnis heftete, das seine Mühe so reichlich lohnte! Galt sein Werk doch der Ehre Gottes. Er dachte an die Worte der Bewunderung und der höchsten Anerkennung, die er aus des Hochmeisters Munde vernommen hatte. Der edle Hochmeister Winrich von Kniprode war selbst in die schlichte Werkstatt getreten, hatte demutsvoll vor dem seltenen Bildwerk das Haupt entblößt und ihm die Hand gereicht. Das war eine stolze Genugthuung und wog doch nicht das Glück auf, das ihm das rüstige Schaffen bereitete. Nun war das Werk vollendet, und es galt, schmerzlichen Abschied von der heiligen Arbeit zu nehmen. Er war ein Greis und seine Kraft erschöpft. Unaufhörlich rannen die Abschiedstränen in den weißen Bart. Mehr und mehr überkam ihn die Gewißheit, daß seines Lebens Zweck erreicht sei. Und siehe da — die heilige Jungfrau winkte ihm freundlich mit der Hand und lächelte ihm zu. Seine müde Seele wurde froh, er beugte sich in Freuden zur Erde und empfand noch im Verschwinden das Glück von der Nähe Gottes. So hatte er sein Lebenswerk doch nicht verlassen müssen.

Lange Zeit hat die Madonna wie segnend auf die Ritter herabgeschaut, die ihre stattliche Burg verließen und wieder betraten. Als nach der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg die Ordensritter in der Marienburg belagert wurden, sprach ein polnischer Fürst zu den Seinen: „Laßt uns das Marienbild höhnen!“ Er befahl einem seiner Söhne, die Armbrust zu nehmen und nach dem Kunstwerk zu schießen. Der Sohn gehorchte. Allein, als er die Waffe erhob, erglänzte um das Haupt der göttlichen Jungfrau und ihres Kindes ein heller Schein, der ihm das Auge blendete. Darüber ergrimimte der Fürst, ergriff die Armbrust und drückte selbst ab. Doch das Geschloß prallte vom Bilde machtlos ab, schwirrte zurück und traf den Frevler derart, daß er tot zur Erde stürzte.

27. Die heilige Dorothea, die Schutzheilige Preußens.

In dem Dorfe Montau, unweit der Montauer Spitze, lebte im 14. Jahrhundert ein frommer Landmann, mit Namen Wilhelm Schwarz, dem seine Ehefrau Agathe neun Kinder geschenkt hatte. Eine Tochter hieß Dorothea und war im Jahre 1336 geboren.

Dorothea zeigte schon frühzeitig große Neigung zur Frömmigkeit. In ihrem siebenten Jahre wurde sie einmal zufällig mit siedendem Wasser übergossen, blieb aber wie durch ein Wunder am Leben. Seit dieser Zeit legte sie sich freiwillige Bußübungen mit Fasten und Wachen auf und fing an, ihren zarten Körper zu geißeln. Je älter sie wurde, desto schwärmerischer wurde sie. Sie brachte sich mit einem glühenden Eisen selbst Wunden an den Beinen bei und goß siedendes Wasser und kochendes Fett hinein, um sie recht schlimm zu machen. Sie glaubte, dadurch eine Ahnung von den Martern zu bekommen, welche der Heiland einst um der Welt Sünden am Kreuz erlitten hatte.

Da sie sehr schön war, so fehlte es ihr nicht an Bewerbern. Eines Tages erschien ein junger Waffenschmied aus Danzig, mit Namen Adalbert, und warb um ihre Hand. Auf Wunsch der Eltern willigte sie ein und zog mit ihrem Ehemanne nach Danzig. Dort lebte sie mit ihm 26 Jahre lang in christlicher Ehe, ohne ihre bisherige Lebensweise wesentlich zu ändern. Vielfach verspottet und getadelt, ließ sie sich durch nichts irre machen. Die spöttischen Äußerungen der Nachbarn erachtete sie als Versuche des Satans, sie von Christo abwendig zu machen, und ertrug sie um so leichter.

Endlich beschloß sie, eine längst heimlich gehegte Absicht auszuführen und nach Rom in die heilige Stadt zu pilgern. Ihr Mann willigte ein. Sie verkauften all ihr Hab und Gut und zogen nach Aachen, wo sie ein wundertätiges Marienbild und viele andere Heiligtümer verehrten. Unterwegs bestanden sie viele Gefahren, wurden aber immer auf wunderbare Weise errettet. Nach drei Jahren kehrten sie nach Danzig zurück, ohne ihre eigentliche Absicht, Rom zu besuchen, ausgeführt zu haben. Hier wohnten sie in der Nähe der St. Katharinenkirche, die Dorothea täglich besuchte, wenn sie nicht kleine Wallfahrten nach benachbarten Heiligtümern machte.

Als im Jahre 1390 Papst Urban VI. ein Jubeljahr mit allgemeinem Ablass verkündigen ließ, und viele Pilger auch aus Preußen nach Rom wanderten, ergriff Dorothea von neuem den Pilgerstab und schloß sich ihnen an. Ihr Mann konnte sie hohen Alters und vieler Kränklichkeiten wegen nicht mehr begleiten.

Während der ganzen Reise und des langen Aufenthaltes in Rom soll sich Dorothea nur eine einzige Nacht dem Schlaf überlassen haben. Monate lang besuchte sie täglich die sieben größten Kirchen Roms, ging im strengsten Winter barfuß einher, genoß nur die notdürftigste und schlechteste Nahrung und versagte sich



Der Dom in Marienwerder.

jede Ruhe und Erholung. Daher verfiel sie in eine lange und schwere Krankheit, von der sie erst nach sieben Wochen genas. Nachdem sie noch das Osterfest in Rom mitgefeiert hatte, kehrte sie über Cöln nach Danzig zurück.

Ihr Mann war während ihrer Abwesenheit gestorben. Sie beschloß daher, ihre übrigen Tage gänzlich dem Himmel, den Kasteiungen und dem Gebete zu weihen. Sie begab sich deshalb nach Marienwerder zum Domherrn Johannes und verschaffte sich durch ihn die Erlaubnis, im Dom in einer vermanerten Zelle das Ende ihres Lebens zu erwarten.

Am 2. Mai 1393 wurde sie, nachdem sie das heilige Abendmahl empfangen hatte, vom Domherrn in Gegenwart einer un-

gcheuren Volksmenge in den Dom geführt und in eine Zelle so fest eingemauert, daß ihr nur durch eine kleine Öffnung die notdürftigsten Speisen und Getränke gereicht werden konnten. Hier lebte sie bei täglichen Kasteiungen und anhaltendem Gebete bis zum 26. Juni 1394.

Nach ihrem Tode verbreitete sich bald das Gerücht, daß an ihrem Grabe Wunder geschähen. Kranke sollen durch die Ausdünstungen ihres Leichnams ihre Gesundheit, Blinde ihr Gesicht, Taube ihr Gehör, Stumme ihre Sprache, Lahme und Sichtbrüchige den Gebrauch ihrer Glieder wiedererhalten haben, ja selbst Gestorbene sollen zum Leben zurückgekehrt sein. Ihr Grab wurde nun das Ziel zahlreicher Pilger aus Preußen. Ist es auch nicht zu einer förmlichen Heiligprechung durch den Papst gekommen, so wurde sie doch vom Volke für eine Heilige erklärt und galt lange Zeit als die Schutzheilige Preußens.

28. Der reiche Bauer zu Niklaswalde.

Der Hochmeister Winrich von Kniprode, der berühmteste aller Hochmeister, hatte des Ordens „goldenes Zeitalter“ herbeigeführt. Überall herrschte Reichthum im Lande, Handel und Gewerbe standen in hoher Blüte. Diese glückliche Zeit dauerte auch noch unter seinen Nachfolgern fort. Einer dieser Nachfolger, Konrad von Jungingen, galt überhaupt als rechter Friedensfürst, dessen Regierungszeit für den Ordensstaat von größtem Segen war.

An dem Hofe des Hochmeisters ging es für gewöhnlich einfach und still, aber fürstlich her; denn fremde Gäste aus allen Gauen Deutschlands kamen öfters nach der stattlichen Marienburg, um den glücklichen Herrscher eines reichen Volkes zu bewundern.

Als im Jahre 1400 wiederum fremde Gäste in der Marienburg eingekehrt waren, priesen sie beim Festmahle den Hochmeister Konrad von Jungingen in begeisterter Rede, weil sie auf ihrer Reise durchs Ordensland viele reiche Bauern angetroffen hätten. Der Schatzmeister der Marienburg, welcher an der Gebietertafel saß, hörte diese Lobeserhebungen und versprach den fürstlichen Gästen, er wolle ihnen noch größeren Reichthum unter den Bauern des Landes zeigen.

Am anderen Tage bestiegen der Hochmeister, der Schatzmeister und die Gäste ihre stattlichen Rosse und ritten nach Niklaswalde

auf der Danziger Mehrung zu dem wegen seines Reichtums weit und breit bekannten Bauern Niklas. Hier war schon vorher das Mittagsmahl bestellt worden. Der reiche Bauer empfing seine

Das Hochmeisterſchloß zu Marienburg.



hohen Gäste mit der schuldigen Ehrerbietung an der Schwelle seines Hauses und führte sie in Haus, Hof und Garten umher. Alles war höchst sauber gehalten und bewies den großen Reichtum dieses Bauern.

Man setzte sich darauf zu Tische. Die reich besetzte Tafel mit ihren silbernen Tellern und Pokalen, mit ihren schmackhaften Gerichten und trefflichen Weinen erregte die volle Bewunderung der fremden Gäste. Nur eins war ihnen sonderbar. Statt schmucker Stühle umstanden nur zwölf einfache Tonnen, die mit Brettern und weichen Decken zugedeckt waren, die üppige Tafel. Bescheiden stand der Hausherr in der Nähe der Thür, um den aufwartenden Dienstboten, die im schönsten Sonntagsstaate geschäftig einhergingen, seine Befehle zu erteilen.

Als das Mahl beendet war, hieß der Hochmeister seine Gäste die sonderbaren Sitze genauer besehen. Man folgte seiner Weisung sofort und fand, daß elf Tonnen ganz mit blanken Goldstücken angefüllt waren, während das Gold in der zwölften Tonne bereits bis zur Hälfte reichte. Die Gäste waren über diesen fabelhaften Reichtum sehr erstaunt. Der Hochmeister aber befahl seinem Schatzmeister, dem Bauern auch die letzte Tonne mit Gold aus der Schatzkammer in Marienburg füllen zu lassen, damit er in Zukunft sagen könne, er habe in seinem Land einen Bauern, der über zwölf Tonnen Gold verfügt.

Bald kamen jedoch recht traurige Zeiten für den Ordensstaat. Die Macht des Ordens wurde durch die unglückliche Schlacht bei Tannenberg gebrochen, und der Wohlstand des Landes ging rasch zurück. Der einst so reiche Bauer Niklas zu Niklaswalde soll sogar an den Bettelstab geraten sein.

29. Die Streiche der Bauern von Groß-Lichtenau.

In Groß-Lichtenau, einem Kirchdorfe des großen Marienburger Werders, lebten zur Zeit des Hochmeisters Konrad von Jungingen viele stolze und gottlose Bauern. Sie hatten sich verschworen, ein ganzes Jahr im Krüge zu bleiben, und verübten dort bei ihren Trinkgelagen große Schalkheiten und böse Streiche.

Einst kam in dieses Dorf ein Bettelmönch aus Danzig, Almosen zu sammeln. Er ging in den Krug zu den trinklustigen Bauern und wurde genötigt, mitzutrinken. Als ihm die Getränke etwas zu Kopfe gestiegen waren, nannten ihn die gottlosen Bauern einen großen Narren. Der Mönch wurde zornig und schimpfte mit groben Worten wieder. Das verdroß die Bauern gar sehr, doch wagten sie nicht, ihm etwas zu tun, weil sie sich

vor dem Banne fürchteten. Sie gingen vor die Thür und hielten einen Rat, wie sie sich an dem Mönche rächen könnten. Sie erfanden folgenden bösen Streich: Bier von ihnen hielten draußen vor der Thür einen großen Hopfensack auf. Die anderen liefen in die Stube zurück, lärmten und tobten schrecklich, warfen sich mit Bierkrügen und taten so, als ob sie sich im heftigen Streite gegenseitig erwürgen wollten. Da bekam der Mönch Angst, lief eiligst aus der Stube hinaus und den übermütigen Bauern in den Hopfensack hinein. Diese banden den Sack rasch zu und hingen ihn in den Rauch, nachdem sie noch faules Holz und feuchte Späne, die vielen Rauch geben, auf das Feuer geworfen hatten. Der Mönch schalt die Bauern heftig, aber es half ihm nichts. Sie lachten ihn aus und spotteten über ihn. Nun fing er an, demüthig zu bitten. Doch sie ließen sich auch dadurch in ihrem Trinkgelage nicht stören. Nur einer sagte: „Gut Ding, die Henne gackert, sie will Eier legen!“ Ein anderer fügte spöttisch hinzu: „Legt sie nicht Eier, so kommt sie auch nicht aus dem Neste!“ Die übrigen zechten ruhig weiter. Endlich erbarmte sich ein altes Mütterchen seiner und steckte ihm von oben heimlich vier Eier zu. Das erfreute den Mönch, und er rief: „Liebe Herren, ich habe vier Eier gelegt!“ Die Bauern wollten es natürlich nicht glauben. Erst mußte der Mönch geloben, eins davon zu essen. Darauf ließen sie ihn aus dem Rauch und aus dem Hopfensack wieder heraus. Krank zog er heim und starb bald darauf. Den bösen Bauern brachte die Schalkheit zunächst weiter keinen Schaden; denn die Mönche durften denen nicht fluchen, von welchen sie Almosen sammelten.

Nach einiger Zeit kam ein Jakobsbruder in das Dorf und zog, milde Gaben zu erbitten, von Haus zu Haus. Da er nicht nach seinem Willen bekam, ging er zornig in den Krug, wo alle Bauern zusammen waren und zechten. Sie forderten ihn auf, sich zu ihnen zu setzen, und tranken ihm so lange wacker zu, bis er berauscht wurde. Da fing er an aufzuschneiden und prahlte: „Ich bin viermal in Rom, einmal auf St. Michaelsberg und dreimal zu St. Jakob gewesen. Dort habe ich die große Glocke geläutet, die aus Lindenblättern gemacht ist. Wenn ein Jakobsbruder diese Glocke läutet, so erlöst er mit jedem Glockenschlag eine Seele. Aber niemals in meinem Leben bin ich unter solch

schalkhafte, verdamnte und unbarmherzige Bauern gekommen, wie sie sich in diesem Dorfe befinden; denn nirgends ist mir weniger gegeben worden als hier. Darum fluche ich in der Kraft des heiligen Jakob über Euch alles Unglück, den Donner und den Tod so lange, bis ich wieder für Euch bete!“ Die Bauern waren über diese Worte nicht gerade erfreut, hörten sie aber doch lachend an. Schließlich fragte ihn ein Bauer: „Du seliger Glöckner der wunderbarlichen Glocken zum finsternen Stern, was gelüstet Dich zu essen, damit Du Deinen Grimm und Zorn von uns abwendest?“ Er antwortete: „Bereitet mir einen guten Braten!“ Die Bauern verstanden ihn absichtlich falsch und meinten, sie sollten ihn selbst braten. Sie ergriffen ihn also, banden ihn nackt an einen Bratspieß, legten ihn wie einen Braten über das Feuer, wendeten ihn um, betropften ihn mit heißer Butter, nahmen ihn nach einer guten Weile ab und bestreuten ihn mit feinem Salz. Der unglückliche Jakobsbruder schleppte sich noch bis vor das Dorf und starb. Auch diese Bosheit blieb vorläufig unbestraft; denn Mönche sollen reiche Leute nicht mit Lügen zum Almosengeben drängen. Der Krug aber hieß seitdem „zur Hölle“.

Die gottlosen Lichtenauer Bauern hatten einen frommen und gelehrten Pfarrer, mit Namen Wolfram Lindau. Dieser strafte sie oft in seinen Predigten und wies sie auf Gottes Zorn und zukünftige Strafe hin. Das erbitterte sie sehr, so daß sie es ihm gern vergolten hätten. Aber so oft sie ihn zu ihren Gelagen, Rindelbieren und dergleichen einluden, wollte er doch niemals kommen. Schließlich erfannen sie folgende Nichtswürdigkeit:

Als sie wieder bei einem großen Gelage waren, wurde eine Tonne nach der anderen, sobald sie leer getrunken war, mit der Hefe und den Resten in den Hausslur gesetzt. Da kam eine große Sau herein, warf eine Tonne um und trank sich an den Bierresten so voll, daß sie im Rausche liegen blieb. Die trunkenen Bauern schleppten die Sau in eine finstere Kammer, legten sie ins Bett, schickten zum Pfarrer und ließen ihn bitten, schleunigst zu kommen; denn jemand sei plötzlich schwer erkrankt und wolle beichten. Als der Pfarrer kam, führten sie ihn in die finstere Kammer und sagten, der Kranke könne das Licht nicht vertragen. Zum Glück merkte der Pfarrer das teuflische Vorhaben der Bauern. Er hieß sie ein wenig beiseite treten, tat so, als ob er die Beichte

hören wollte, steckte die geweihte Hostie heimlich in seinen Busen, ließ das leere Gehäuse stehen und sagte: „Lieben Kinder, der Kranke ist schon so schwach, daß ich ihm kein Wort mehr abgewinnen kann. Ich will hin und die letzte Ölung holen, vielleicht mag Gott ihm Gnade verleihen!“ Das waren die Bauern zufrieden. Er aber setzte sich rasch auf sein Pferd, ritt nach Neuteich, fand dort Bruder Andreas von Weitzellen, den Hauskomtur von Marienburg, und erzählte ihm alles. Der Hauskomtur machte sich sofort mit vier Knechten auf und fand den Glöckner noch mit dem Glöck-



Der Buttermilchturm und die Rogatbrücken in Marienburg.

lein vor dem Bette knien. Die Bauern aber saßen beisammen und zechten. Da ergriff den Hauskomtur der Zorn, und er hieb mit seinen Knechten auf die Bauern ein. Diese jedoch bekamen die Oberhand, nahmen den Hauskomtur gefangen, pflöckten ihn an seinem langen Bart in einem Luftloch über der Stubentür fest und ließen ihn also hängen. Die Knechte aber liefen hinaus, sprangen auf ihre Pferde und jagten nach der Marienburg. Das ganze Hofgesinde wurde aufgebracht, umringte den Krug, nahm nach vielem Morden die Bauern gefangen und schleppten sie nach der Marienburg, wo ihrer viele im Gefängnis starben. Die übrigen Bauern mußten den hohen, runden Turm an der Rogat bauen, der noch heute steht und „Buttermilchturm“ heißt. Sie

durften beim Bau den Kalkmörtel nicht mit Wasser mischen, sondern mußten ihn mit Buttermilch anrichten, so daß der Turm fest wie von Eisen geworden ist. Die Bauern sollen sich erboten haben, den Weg von Groß-Lichtenau bis nach der Marienburg mit guten, alten Groschen zu belegen, wenn man ihnen erlassen wolle, den Turm zu bauen. Doch mußten sie ihre schwere Strafarbeit ausführen.

C. Aus der Verfallzeit des Deutschen Ritterordens.

30. Der schiefe Turm zu Thorn.

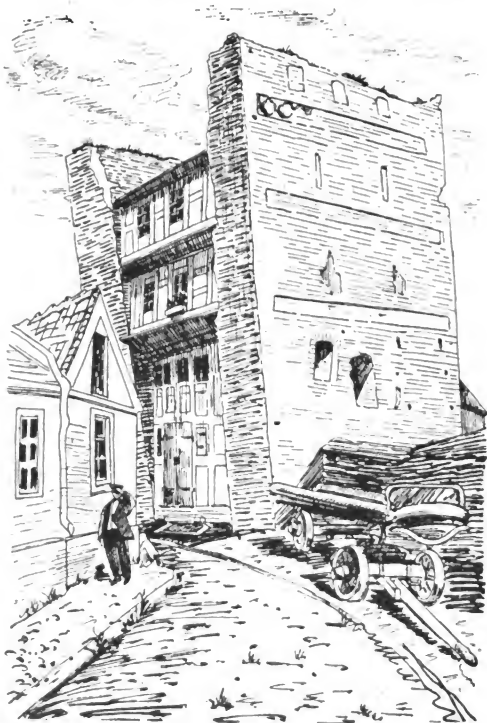
Es war zu Beginn des Ordensverfalles. Unter den Ordensrittern ließ die strenge Zucht immer mehr und mehr nach. Sie fanden Wohlgefallen an den Vergnügungen der Welt. Aus den Burgen ertönte nicht selten lustiger Gesang und Jubel von Tanzgelagen. Auch auf der Ordensburg in Thorn hatte sich ein Ordensritter dem schlechten Lebenswandel ergeben. Doch so weit war der Verfall des Ordens noch nicht gediehen, daß diese Schuld ungefühnt bleiben sollte. Zur Strafe für seinen Ungehorsam gegen die strengen Ordensgesetze mußte der zuchtlose Ordensritter einen schiefen Verteidigungsturm erbauen, was ungemein schwierig war. Erst als der ungewöhnliche Bau, der viele Jahre die schwerste Arbeit erforderte, beendet war, wurde dem reuigen Ordensritter sein Vergehen vergeben und er an den Tisch der Ordensritter wieder aufgenommen. Der schiefe Turm in der Turmstraße ist aber noch heute eine Merkwürdigkeit der alten Ordensstadt Thorn. (Abbildung umstehend.)

31. Das Vorwerk Hilfe bei Konitz.

Am westlichen Ufer des beträchtlichen, mit waldbedeckten Höhen umgebenen Müskendorfer oder Lokman-Sees bei Konitz liegt auf einer kleinen Halbinsel das Vorwerk Hilfe. Hier stand zur Ordenszeit ein befestigter Lehnhof. Unweit des Vorwerkes liegt im See eine kleine Insel, der Lämmerwerder genannt. Auf dieser Insel befand sich, als der Lehnhof noch von Ordensrittern besetzt war, eine dem heiligen Georg geweihte Kapelle und daneben eine

Hütte, in welcher ein alter Knappe wohnte. Seine einzige Arbeit war, in dieser Kapelle die ewige Lampe zu unterhalten.

In der ganzen Gegend war dieser Greis wegen seiner



Der schiefe Turm in Thorn.

weisen Ratschläge wohl bekannt. Er erteilte sie gern allen, die sich an ihn wendeten. Selbst der Orden soll ihn in wichtigen Angelegenheiten um seine Meinung befragt haben. Dieses Ansehen des schlichten Knappen erregte den Meid der Vornehmen. Drei Ritter, welche auf dem Lehnhofe hausten, hat er oftmals

wegen ihrer unsittlichen Lebensweise getadelt. Sie schwuren ihm Rache.

Eines Tages stiegen sie in einen Kahn und fuhren von dem Lehnhofe nach der nahen Insel hinüber, um den wehrlosen Knappen heimlich zu überfallen und zu töten. Doch der wachsame Mann erwartete schon längst einen derartigen Überfall und gewahrte ihre Ankunft. Vor seinen vorwurfsvollen Blicken ließen sie wie gelähmt ihre Schwerter sinken und gaben den sündhaften Vorsatz auf. Als sie zum Lehnhofe zurückfahren wollten, schlug der Kahn um. Die verunglückten Ritter schrien ängstlich um Hilfe, aber der See verschlang sie. Nun schleuderte der Knappe, voll Zorn über die ausgezogenen Meuchelmörder, die vor dem Heiligenbilde brennende Lampe in den Lehnhof hinüber. Dieser ging in Flammen auf und sank in Trümmer. Seit jener Zeit hat man oft aus den Fluten des Sees den Ruf: „Hilfe, Hilfe!“ vernommen. Deshalb hat man das Vorwerk, welches später an der Stelle des Lehnhofes erbaut wurde, „Hilfe“ genannt.

32. Der Komtur von Herren-Grebin.

Das heutige Gut Herren-Grebin, an der Mottlau gelegen, war zur Ordenszeit ein befestigter Ort. In unterirdischen Ställen des Ordenschlosses Grebin wurden stets mehr als 100 Pferde zum sofortigen Kampfe für die Ordensritter gefattetet bereit gehalten. —

Unter dem kühnen und kriegerischen Hochmeister Ulrich von Jungingen war zwischen dem Orden und dem benachbarten Polen ein Krieg ausgebrochen. Es war der Krieg, in dem der edle Hochmeister mit der Blüte des Ordens 1410 im Kampfe gegen den Polenkönig Jagello bei Tannenberg den Heldentod fand, und der zum Niedergange des Ordens führte. Als vor Beginn der Feindseligkeiten die Gebietiger über Krieg und Frieden entscheiden sollten, hatte der Komtur von Herren-Grebin, ein alter, kriegserfahrener Mann, aus wichtigen Gründen vom Krieg abgeraten. Er fand aber bei den übrigen Gebietigern wenig Anklang, sondern wurde als Feigling arg verspottet. Seinem Ordensgelübde getreu, das ihn zum unbedingten Gehorsam verpflichtete, eilte er nunmehr, nachdem sein wohlgemeinter Rat unbeachtet geblieben war, in den unheilvollen Kampf und blieb gleich seinem Hochmeister auf der blutgetränkten Tannenberger Wahlstatt.

Als der Komtur mit seinen gewappneten Ordenskriegeren die Burg Grebin verlassen und eben über die herabgelassene Zugbrücke reiten wollte, um sich mit dem Ordensheere zu vereinigen, trat ihm der Schloß-Kaplan entgegen und fragte höhnisch: „Wem hast Du während Deiner Abwesenheit die Verwaltung der Burg anvertraut?“ „Dir und all den Teufeln, die zum Kriege geraten haben“, entgegnete boshaft der ergrimmete Komtur und ritt davon.

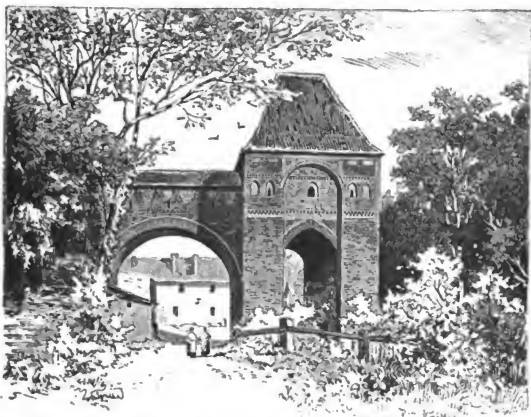
Leider sollte gar bald der Teufel auf dem Ordenschlosse sein Wesen treiben. Kaum hatte der Komtur den Heldentod gefunden und war die große Niederlage des Ordensheeres bekannt geworden, so machte sich auf dem Schlosse Grebin ein höchst sonderbares Treiben bemerkbar und jagte den Zurückgebliebenen Furcht und Schrecken ein. Setzten sich die wenigen Ordensbrüder, die man zum Schutze der Burg zurückgelassen hatte, zu Tische, so sahen sie die Schüsseln und Becher der Tafel mit Blut gefüllt. Nur heimlich konnten die erschreckten Ordensbrüder ihren Hunger stillen. An ein gemeinschaftliches Essen nach den Ordensregeln war nicht mehr zu denken. Ging der Koch mit seinen Gehilfen in die Küche, so wieherten ihm hungrige Pferde entgegen, die Küche hatte sich in einen Pferdestall verwandelt. Betrat der Kellermeister den Schloßkeller, so waren die Bier- und Weinfässer verschwunden, nur Tiegel, Töpfe und anderes Küchengerät fand er darin vor. Wollten die Knechte in den Stall gehen, um die Pferde zu füttern, so gelangten sie unbeabsichtigt in den Keller und nicht in den Stall. Es herrschte auf der ganzen Burg eine gräßliche Verwirrung, ein unerhörtes gespenstiges Treiben.

Auch als der neue Komtur das Schloß bezog, änderte sich wenig. Eines Tages wurde sogar der neue Komtur von unsichtbaren Händen auf die hohe Rinne des Schlosses gesetzt und sah bei einem etwaigen Sturz in die graufige Tiefe seinen sofortigen Tod vor Augen. Nur mit der größten Lebensgefahr konnte er von seinen Ordensbrüdern von der steilen Höhe herabgeholt werden.

Bald wollte niemand mehr in dem verwünschten Schlosse wohnen. Die Ritter verließen es mit Grauen, das Schloß verfiel und ist nie mehr als Ritterburg benützt worden.

33. Der verräterische Koch zu Thorn.

Als der deutsche Ritterorden gänzlich in Verfall geraten war, herrschte überall Unzufriedenheit im Lande. Verrat und Lücke waren an die Stelle der bisherigen Treue und Tapferkeit getreten. 43 größtenteils westpreussische Städte hatten 1440 den Städtebund gebildet, an dessen Spitze Thorn stand. 1454 wurde von Thorn aus der Absagebrief an den Orden abgesandt, und nun begann an allen Orten die offene Empörung.



Der „Dansker“, ein Rest der zerstörten Ordensburg in Thorn.

Die aufrührerischen Thorner wollten sich zunächst der Ordensburg ihrer Stadt bemächtigen. Heimlich hatten sie durch List und Verrat unter dem Speisesaale des Ordenschlosses eine Pulvermine anlegen lassen. Als die Ritter am 7. Februar 1454 im Saale beim Mahle saßen, gab ein Koch, mit Namen Jordan, mit einem ausgestreckten Kochlöffel den auf der Lauer liegenden Städtern das verabredete Zeichen. Die Pulverminen wurden angesteckt und sprengten das Schloß in die Luft. Der verräterische Koch jedoch flog bis auf den Culmer Torturm. Hier wurde später zum warnenden Gedächtnis auf der Spitze des Turmes eine Figur mit ausgestrecktem Kochlöffel als Wetterfahne ange-

bracht. Diese eigenartige Wetterfahne galt bis in die neuere Zeit als ein Wahrzeichen Thorns. Als bei der Erweiterung der Stadt der Culmer Torturm niedergerissen werden mußte, wurde die alte, erinnerungsreiche Wetterfahne dem städtischen Museum einverleibt, um auch für die künftigen Geschlechter aufbewahrt zu werden.

34. Rettung aus Not durch Prachertod.

Es war im zeitigen Frühjahr des Jahres 1463. Unhaltende widrige Winde hatten das Wasser der Weichsel und Rogat hoch angestaut. Die gewaltigen Stauwasser drohten bereits die schützenden Dämme zu übersfluten. Ganz besonders waren die Bewohner des kleinen Marienburger Werders in höchster Wassergefahr. Sie waren auf die Dämme geeilt, um mit allen Kräften ihren Grund und Boden vor der verderblichen Übersflutung zu schützen. Aber alle Anstrengung war vergebens. Ein Otternloch, welches aus dem Damme nach der Niederung führte, wurde zum Verhängnis. Die andringenden Fluten durchbrachen hier den Damm, ehe die Bauern, die das große Loch wohl kannten, dasselbe sicher verstopfen konnten. Auf viele Meter lang wurde der Damm weggerissen, und die ungehinderten Rogatwasser vernichteten die blühenden Fluren. Alle Dörfer bis zum Höhenrande wurden weggeschwemmt. Das ganze kleine Werder bis zum Drausensee glich einem wogenden Meer. Alles Volk im Überschwemmungsgebiete verarmte, während die Bewohner des großen Werders durch den erfolgten Durchbruch errettet wurden.

Endlich wandten sich die Winde und trieben das hohe Stauwasser der Ostsee zu. Unsägliche Mühe verursachte die Stopfung der Bruchstelle im Damme. Wochenlang wurde mit der größten Anstrengung vergeblich gearbeitet. Was die Leute des Tages am Dammbruch zugeschliffen hatten, das wurde des Nachts von den schäumenden Fluten wieder weggerissen. Händeringend standen sie machtlos dem schrecklichen Elemente gegenüber. Zu ihrem größten Schrecken wurden sie sogar gewahr, daß der Bruch sich eher vergrößerte als verringerte.

Als sie eines Tages wieder auf dem Rogatdamme Beratungen abhielten, wie wohl dem großen Unglück am besten zu steuern sei, stellte sich zu ihnen ein fremder Mann und nahm an den Be-

ratungen teil. Lange konnte man keinen festen Entschluß fassen und war daher gezwungen, auch die Ratschläge des fremden Mannes anzuhören. Erschreckt vernahmen sie seinen grausamen Vorschlag. Weil aber die unsägliche Not dazu zwang, kein Mittel unversucht zu lassen, so kam man endlich dahin überein, dem Räte des Fremden Folge zu leisten.

Ein Bettler — in der Niederung gewöhnlich Bracher genannt — wurde ergriffen und trunken gemacht. Dann schleppte man den Betrunknen an den Bruch, band ihm Hände und Füße zusammen und stürzte ihn hinein. Bald darauf soll es wirklich gelungen sein, den Bruch zu füllen und zu befestigen.

Da der Fremde sich nachher unbemerkt aus dem Staube gemacht hatte, so war man bald der Ansicht, der zur Ausführung gebrachte Rat rühre vom „Bösen“ her. Um für die begangene Sünde zu büßen, jollen die betreffenden Niederunger lange Zeit besonders wohlthätig gegen herumziehende Bracher, Bettler, gewesen sein.

III. Nach der Ordensherrschaft.

A. Aus der polnischen Zeit.

35. Die astronomische Uhr in der Marienkirche zu Danzig.

In der Oberpfarrkirche zu St. Marien in Danzig befindet sich eine riesige, astronomische Uhr. Sie ist in den Jahren 1464—1470 von dem Uhrmacher und Mechanikus Hans Düringer, gebürtig aus Nürnberg, im Auftrage des Rates der Stadt angefertigt worden. Auf zwei Scheiben war die Sonne in ihrem Lauf und der Mond in seinem Wechsel dargestellt. Auch zeigte die Uhr den Gang der damals bekannten Planeten, die Angabe der beweglichen Festtage und Figuren aus den bezüglichen Sonntagsevangelien. Sie war also zugleich ein Kalender für die Kirchenbesucher. Auf einer Galerie über den Scheiben trat bei jedem Stundenschlag einer der zwölf Aposteln hervor und schritt von einem Ende derselben bis zum andern. Die darüber befindlichen Gestalten von Adam und Eva zogen allstündlich an einer kleinen Glocke. Auch die vier Jahreszeiten waren zu sehen, und zwar so, daß die wirklich herrschende vor den anderen hervortrat. Für dieses kostbare Kunstwerk erhielt der geschickte Uhrmacher vom Rat der Stadt 390 Mark und für seine ganze Lebenszeit freie Wohnung, außerdem jährlich noch 24 Mark, wofür er die Uhr im Gang erhalten mußte. —

Der Ruf der Uhr verbreitete sich durch ganz Deutschland. Andere große und reiche Städte kamen daher bald auf den Gedanken, sich von dem nämlichen Künstler ein ähnliches Kunstwerk anfertigen zu lassen. So bestellte der Rat von Lübeck bei dem Meister ein gleiches Uhrwerk für die dortige Oberpfarrkirche. Düringer erklärte sich dazu bereit und rüstete sich zur Abreise.



Die astronomische Uhr in der Marienkirche zu Danzig.

Naum hatte es der damalige Bürgermeister von Danzig erfahren, so beschloß er, dies auf jeden Fall zu verhindern. Danzig sollte allein den Ruhm eines solchen Kunstwerkes besitzen. Er ließ den Meister zu sich entbieten, um ihm angeblich nochmals Glück zu wünschen. Düringer erschien, und der Bürgermeister fragte ihn im Laufe des Gespräches, ob er wirklich einen Ruf nach Lübeck erhalten und denselben angenommen habe. Als Düringer solches bejahte, zahlte der Bürgermeister ihm zuerst sein Gehalt für das nächste Jahr aus, obwohl der Zahlungstag noch gar nicht gekommen war. Gleichzeitig legte das Stadtoberhaupt dem verwunderten Meister noch 100 Mark auf den Tisch, indem er sagte, er möge diese besondere Vergütung als einen Notpfennig für die Zukunft betrachten. Dann hieß er ihn noch einmal an das Fenster treten und sich zum letztenmal den Turm der Oberpfarrkirche, in der sich sein seltenes Kunstwerk befindet, den Artushof, in dem er so oft Erholung gesucht und gefunden, und das Straßengewühl mit den prächtigen Häusern und vielen Läden beschauen. „Wie?“ rief der erschrockene Meister, „zum letztenmal?“ „Ja,“ sprach der hartherzige Bürgermeister, „es ist mein fester Wille, daß Ihr niemals wieder das Licht der Sonne erblicken sollt, damit Ihr nicht den Ruhm Danzigs, den Ihr durch Euer Kunstwerk wesentlich vergrößert habt, durch Erschaffung ähnlicher Werke für andere Städte wieder verringern könnt.“ Der arme Düringer sank dem grausamen Bürgermeister zu Füßen und schwur hoch und heilig, nie wieder seine Hand an eine ähnliche Arbeit zu legen. Vergebens rief er auch die so oft gepriesene Gerechtigkeit desselben an. Alles half ihm nichts. Auf ein Zeichen des Hartherzigen erschienen zwei im Nebenzimmer versteckt gehaltene Henkersknechte, warfen den Unglücklichen rücklings zu Boden und fuhrn mit einem glühenden Eisen über seine offenen Augen. Für alle Zeiten war sogleich seine Sehkraft dahin. Man führte den armen Geblendeten nach Hause und überließ ihn seinem Schmerze. Der Bürgermeister glaubte, genug getan zu haben, wenn er ihn vor jeder Not schützte.

Hier saß nun der tief gebeugte Mann und schmiedete Rachepläne gegen seine Peiniger. Nichts sah er mehr von all den Herrlichkeiten der Welt, nur die letzten schrecklichen Eindrücke schwebten ihm quälend vor der Seele, das kalte, hartherzige Gesicht

des Tyrannen, die rohen, hohnlächelnden Mienen der Hentker und das entsetzliche Marterwerkzeug seiner Qual. Statt Mitleid mußte er noch Kränkungen erdulden. Er erfuhr, daß sein Kunstwerk nicht mehr die frühere Bewunderung genoß, daß man allerlei daran auszusuchen fand, und daß sich sogar eine Reparatur als dringend nötig erwies. Diese erforderliche Reparatur konnte kein anderer als der Erfinder und Verfertiger selbst ausführen; denn kein fremder Uhrmacher wagte es, sich an das seltene Werk zu machen. Daher sah sich der Rat der Stadt schließlich gezwungen, wenn auch mit dem größten Widerstreben, den unglücklichen Meister um die Wiederherstellung des Werkes zu bitten.

Das war es, was Düringer schon längst lebhaft gewünscht hatte. Er ließ sich sogleich zu seinem Kunstwerk führen, betrat die Galerie und schritt zwischen den Rädern auf und ab, indem er sie prüfend in allen Theilen betastete und in der früheren Weise in Gang setzte. Plötzlich erfaßte er aber das Haupttriebrad, griff, von der heftigsten Wut übermannt, mit voller Kraft hinein und drehte es verkehrt herum. Da rollten die Räder wild dahin, alle Zeiger kreisten in umgekehrter Richtung, die Figuren liefen durcheinander und die Gewichte stürzten losgerissen hinab. In das entsetzliche Schwirren und Wirbeln der Räder und das bedauernde Geschrei der Anwesenden mischte sich das boshafte Hohngelächter des Künstlers von der Galerie her. Schließlich benutzte Düringer die allgemeine Verwirrung, sprang rasch über die Galerie und stürzte sich auf die großen Quadersteine der Kirche hinab. Man hob nur noch seinen Leichnam auf. Seit dieser Zeit geht die Uhr nicht mehr. Große Summen sind schon ausgegeben worden, um sie wieder herzustellen, aber bisher hat es kein Uhrmacher vermocht, sich in den Geist des Verfertigers hineinzudenken und das Werk in Gang zu setzen.

36. Das Danziger Krucifix.

In der Marienkirche zu Danzig wird den fremden Besuchern in der Kapelle der zehntausend Jungfrauen ein kunstvoll geschnitztes Krucifix in natürlicher Größe gezeigt. Das Bild des am Kreuze hängenden Heilandes, dessen mit dem Tode ringende Züge und dessen naturgetreu beobachtete Haltung des Körpers auf jeden Be-

schauer einen wunderbaren und schauerlichen Eindruck machen, gehört zu den größten Kunstschätzen der Marienkirche. —

Ein ausgezeichnete Bildhauer, der für mehrere andere Kirchen schon herrliche Schnitzwerke geschaffen hatte, erhielt vor langer Zeit



Die St. Marienkirche, von der Frauengasse aus gesehen.

vom Räte der Stadt Danzig den ehrenvollen Auftrag, für die Oberpfarrkirche zu St. Marien ein Kreuzifix zu verfertigen, welches den Andächtigen die leidenden Züge des Heilands am Kreuz immer gegenwärtigen, sie dadurch im Glauben stärken und zur Buße ermahnen sollte. Er ging rüstig ans Werk und hatte sich gelobt,

ein Kreuzifix zu schaffen, das nirgends seinesgleichen haben sollte. Aber sein Vorhaben wollte ihm nicht glücken. Er verwarf einen angefangenen Plan nach dem anderen. Inzwischen verrann die Zeit, und der Rat drang auf Ablieferung der bestellten Arbeit. Finstere Schwermut bemächtigte sich des Bildhauers, und er schlich wie geistesgestört umher. Da kam ihm endlich ein teuflischer Gedanke. Er hatte eine wunderschöne Tochter, die von vielen Jünglingen eifrig umworben wurde. Ihr Herz hatte sie aber längst einem jungen deutschen Maler geschenkt und liebte ihn innig. Doch der Vater wollte bisher von dieser Verbindung nichts wissen, weil der junge Mann arm war. Jetzt fand er auf einmal, daß die Züge des jungen Malers Ähnlichkeit mit denen hatten, wie er sie sich von Christus gedacht hatte. Sogleich änderte sich sein Betragen gegen ihn. Er duldete nicht nur, daß der Maler zuweilen in sein Haus kam, um in der Gesellschaft der Tochter zu weilen, sondern lud ihn selbst dazu ein. So war der junge Maler bald sein täglicher Gast. Eines Tages forderte der Bildhauer den Verlobten seiner Tochter, bevor dieser nach den oberen Wohnräumen emporstieg, auf, in seine unten gelegene Werkstätte zu treten. Rasch verschloß er heimlich die Werkstatt, überwältigte den jungen Mann, band ihm den Mund zu, damit er nicht um Hilfe rufen konnte, entkleidete ihn, nagelte ihn an ein großes Kreuz, öffnete ihm mit einem Speer die Seite und behandelte ihn ganz so, wie es in der heiligen Schrift von der Kreuzigung Jesu berichtet wird. Eifrig und mit größter Hast arbeitete er nun an seinem Bildwerke nach dem Vorbilde, das er jetzt vor sich hatte. Als er merkte, daß die letzten Augenblicke seines armen Opfers gekommen seien, nahm er ihm auch das Tuch vom Munde, um noch den Ausdruck des Gesichtes, wie ihn der Sterbende zeigte, nachzubilden. Auf diese entsetzliche Weise wurde das Bildwerk in seiner schauerlichen Natürlichkeit vollendet.

Als der Bildhauer drei Tage lang sich nicht blicken ließ, schöpfte die Tochter Verdacht und ließ in ihrer Herzensangst die Thür zur Werkstatt gewaltsam öffnen. Ein schrecklicher Anblick bot sich ihr dar. Ihr Verlobter hing entseelt am Kreuze, das seltene Kunstwerk war vollendet, und am Boden lag der entmenschte, ehrgeizige Künstler. Er hatte sich selbst getödet. Vor

Schreck sank das arme Mädchen an der Schwelle der Werkstatt nieder und starb am gebrochenen Herzen.

Mit ihrem Leichnam senkte man unter riesiger Teilnahme der Bevölkerung nach wenigen Tagen in dieselbe Gruft den eines jungen Mannes mit blutigen Malen an Händen und Füßen. Den Übeltäter dagegen verscharzte man unter gräßlichen Verwünschungen in ungeweihter Erde an der Kirchhofsmauer.

37. Adam und Eva.

Die bedeutendste Straße Danzigs ist die Langgasse. Ungefähr in der Mitte der Langgasse stand ehemals ein dreifensteriges Haus, welches allgemein den Namen „Adam und Eva“ führte. Dieser Name rührte von einer geschnitzten Darstellung her, welche die Austreibung der Stammeltern Adam und Eva aus dem Paradiese veranschaulichte und sich auf der Haustür des Hauses befand.

Das betreffende Haus hat lange Zeit unbewohnt, ja sogar wüst gestanden, obwohl es in dem belebtesten und schönsten Teile der alten Hansestadt Danzig gelegen war. Man glaubte, es gehe in dem Hause um, und mied es gänzlich. So kam es, daß es nach und nach verfiel.

Endlich bekam das Haus einen neuen Besitzer, der es wieder herstellen lassen wollte. Lange Zeit gelang aber die Wiederherstellung des Hauses nicht. Glaubte man mit den Ausbesserungen fertig zu sein, so fiel auf einmal alles Neugebaute wieder ein. Erst im vorigen Jahrhundert soll es gelungen sein, einen gänzlichen Neubau aufzuführen und dadurch das Haus bewohnbar zu machen.

Zur Zeit, als Danzig noch eine freie Reichsstadt war und demnach seine eigene Gerichtsbarkeit hatte, wohnte in jenem Hause ein edler Ratsherr mit seiner einzigen Tochter, nachdem ihm nach einer kurzen, sehr glücklichen Ehe seine junge Frau durch den Tod entrisen worden war. Von Gram tief gebeugt, lebte er fortan in seinem großen, schönen Hause einsam und abgeschlossen von der Welt und beschäftigte sich in seinen Mußestunden mit der Goldmacherkunst oder Alchimie, die damals allgemein gepflegt wurde. Nicht um reich zu werden, denn das war er schon ausreichend, sondern wegen der vielen Geheimnisse, die damit verbunden waren, hatte er diese Beschäftigung erwählt.

Bei diesen Studien hatte der Ratsherr die Bekanntschaft eines Goldmachers und Zauberers aus Venedig gemacht, der auf seinen Wanderungen nach Danzig gekommen war. Ihre beiderseitigen Versuche, Gold zu machen, hatten natürlich keinen Erfolg. Dafür versprach der Zauberer dem Ratsherrn, ihm auf Verlangen Personen, die längst verstorben waren, zu beschwören und aus



Das Langgasser Tor in Danzig.

dem Schattenreiche zurückzurufen. Nur eine Bedingung stellte der Zauberer, daß nämlich zu der Zeit, in der die Beschwörung stattfinden sollte, kein lebendes Wesen außer ihnen beiden im Hause sein und der Ratsherr kein Wort sprechen dürfe, weil sonst der Zauberspruch keine Wirkung habe, sondern Verderben bringe.

Dies Versprechen des fremden Zauberers erregte bei dem Ratsherrn den innigen Wunsch, auf diese Weise seine geliebte

und immer noch schmerzlich vermifste Gattin einmal wiederzusehen. Tag und Stunde der Beschwörung wurden bestimmt, und der Ratsherr verpflichtete sich feierlichst, daß bei der Beschwörung jedes lebende Wesen entfernt sein sollte, und er keinen Laut von sich geben werde.

Als der bestimmte Tag herangekommen war, schickte der Ratsherr seine Tochter und das ganze Gesinde aus dem Hause. Die Beschwörung wurde gemacht, es erschien aber niemand. Man durchsuchte das ganze Haus, ob nicht doch ein lebendes Wesen zurückgeblieben sei, und fand einen schwarzen Budel, den man vergessen hatte fortzunehmen.

Nun wurde ein zweiter Zeitpunkt verabredet. Die Beschwörung gelang jedoch abermals nicht. Beim erneuten Durchsuchen aller Räume fand man auf dem Boden des Hauses einen alten Diener des Ratsherrn versteckt. Derselbe war mißtrauisch über den Umgang seines Herrn mit dem Schwarzkünstler geworden und aus einer Dachlufe des Nachbarhauses zurückgeklettert, um zu sehen, was während der erzwungenen Abwesenheit der Tochter des Hauses und des gesamten Gesindes hier vorgehe.

Man war also genötigt, einen dritten Tag für die Beschwörung anzusetzen. Wieder fanden alle die sonderbaren Feierlichkeiten statt, welche die Beschwörung verlangte, und wieder blieben sie erfolglos. Es mußte abermals das Hindernis in der Anwesenheit eines lebenden Wesens liegen. Da ergrimmete der Beschwörer und fragte den Ratsherrn, ob er jetzt den, welcher immer wieder den Zauberspruch hindere, dem Tode weihen dürfe. In der Gewißheit, daß niemand mehr im Hause sei, gab der Ratsherr seine Einwilligung. Plötzlich hörte man im Kamin einen gellenden Schrei und lautes Gepolter. Man eilte dahin und fand denselben alten, treuen Diener mit abgeschlagenem Kopfe tot vor. Erschreckt bestand nunmehr der Ratsherr darauf, daß die Beschwörung, die bereits Blut gekostet hätte, unverzüglich stattfinde. Nochmals ließ sich der Zauberer die bestimmte Versicherung abgeben, daß der Ratsherr, was er auch sehen und hören werde, nicht aus dem Kreise, welchen der Zauberer um sie beide zog, und innerhalb dessen er seine Beschwörungsformeln sprach, treten und auch durchaus still sein werde.

„Wen willst Du sehen?“ fragte hierauf der Zauberer. „Adam und Eva, die Stammeltern des Menschengeschlechtes,“ war die jaghafte Antwort des Ratschherrn. Kaum war die Zauberformel beendet, so erschienen Adam und Eva wirklich, durchschritten den Saal und verschwanden. „Wen nun?“ fragte der Zauberer weiter. „Witold, den berühmten Litauerfürsten,“ gab der Ratschherr zur Antwort. Kaum war auch diesmal das Wort der Beschwörung gesprochen, so schallten Rosseshufe von der Treppe her; die Doppeltür des Saales sprang auf, und auf den Kreis zu in glänzender Stahlrüstung mit gezücktem Schwerte sprengte der Litauerfürst, der einst durch seinen stürmischen Kampfesmut die Schlacht bei Tannenbergs zur Entscheidung gebracht hatte. Als auch diese Erscheinung verschwunden war, fragte der unheimliche Zauberer zum letztenmal: „Wen begehrt Du jetzt zu schauen?“ „Mein geliebtes Weib,“ hauchte der ganz bestürzte Ratschherr. Bald stand auch diese, schön wie im Leben, aber mit betrübtem Antlitz am Zauberkreis und schien ihm mit aufgehobenem Finger zu drohen, als wollte sie sagen: „Wehe dem, der die Ruhe längst Heimgegangener stört!“ Außer sich vor Aufregung dachte der Ratschherr nicht mehr an das, was er dem Zauberer gelobt hatte, sprang aus dem Zauberkreise heraus und stürzte seiner Gattin zu Füßen, indem er rief: „Verzeihe, verzeihe!“ Aber mit gewaltigem Donnerschlage verschwand der Geist samt dem Zauberer, und ein widerlicher Qualm erfüllte den ganzen Saal. Betäubt sank der Ratschherr zu Boden, raffte sich aber noch einmal auf, sprang zum Fenster, öffnete es und rief in seiner Herzensangst hinaus: „Wehe mir armen Sünder!“ Dann brach er bewußtlos zusammen.

Als der Ratschherr wieder zur Besinnung gekommen war, glaubte er anfangs, das Ganze sei nur ein Erzeugnis seiner fieberhaft erregten Einbildungskraft gewesen, aber gar bald bewies ihm der verstümmelte Leichnam seines treuen Dieners die Wirklichkeit. Zum ewigen Gedächtnis ließ der Ratschherr auf die Haustür die Figuren von Adam und Eva in trefflichem Schnitzwerk setzen. Das Haus selbst aber galt fortan dem Volk als ein unheimlicher Aufenthalt böser Geister und verfiel mehr und mehr. Die kunstvolle Haustür ist jetzt im Danziger Rathhaus angebracht.

Wer es später wagte, in jenem unheimlichen Hause zu übernachten, der fand am anderen Morgen neben seinem Bett eine reich gefüllte Börse. Zugleich war aber auch die strenge Weisung gegeben, das darin befindliche Geld im Laufe des



Das Rathaus in Danzig.

nächsten Tages bis auf den letzten Pfennig auszugeben, ohne es zu verschenken, sonst würde ihm das Genick gebrochen werden. Viele Menschen fanden auf diese Weise ihren Tod, theils durch absichtlichen Ungehorsam, theils durch Vergeßlichkeit der Drohung. Zuletzt wollte niemand mehr das Haus betreten.

Wenn nachher ein zum Tode verurtheilter Verbrecher durch die Langgasse zum Richtplatze hinausgeführt wurde, dann rief man ihm aus dem Fenster dieses Hauses oder vor dem Hause zu:

„Wehe, wehe über Dich armen Sünder!“

38. Jerusalem.

Vor alten Zeiten stand vor dem Olivaer Tore zu Danzig ein kleines, unansehnliches Gasthaus, dessen Wirt Jerusalem hieß. Er lebte mit seiner Frau ganz allein in dem abgelegenen Hause. Seit vielen Jahren nährte sich das alte Ehepaar höchst kümmerlich; denn nur noch selten kehrte ein müder Wanderer hier ein, um sich zu erquicken. Der einzige Sohn hatte in Danzig die Kaufmannschaft erlernt und dann weite Reisen in fremde Länder unternommen. Seit langer Zeit war er gänzlich verschollen. Das traurige Schicksal des Sohnes, der geringe Erwerb und die drohende Hilflosigkeit des Alters hatten das Gemüt der alten Leute arg verbittert. Der geizige Wirt versuchte fortan, seine wenigen Gäste, wenn er nur irgend konnte, zu pressen und ihnen verfälschte Getränke vorzusetzen. Man munkelte sogar, daß im Laufe der Zeit mancher Fremde, der bei ihm nächtigte und eine gepickte Geldbörse hatte, von ihm hinterrücks erschlagen und heimlich im Garten verscharrt worden sei. Infolgedessen mied man das unheimliche Gasthaus noch mehr.

Eines Tages, als die Glocke soeben die Schließung des Stadtores verkündet hatte und die unzufriedenen Wirtslente sich zur Ruhe begeben wollten, klopfte ein verspäteter Wandersmann an die Thür und begehrte Einlaß. Verdrießlich öffnete der Wirt und führte seinen späten Gast in die Wirtsstube. Der Wanderer bat um Abendessen und Nachtlager. Als die Frau das einfache Lager bereitete, bemerkte sie, wie der Fremde zwei große Beutel mit Geld aus seinen Manteltaschen zog und neben sein Lager legte.

Die Habgier der bösen Frau wurde dadurch gar mächtig erregt. Sie benachrichtigte ihren Mann davon und überredete ihn, den reichen Fremden umzubringen und sich seines Geldes zu bemächtigen. Der ebenso habgierige Mann ging auf den teuflischen Plan ein und legte sich auf die Lauer. Sobald der Fremde fest eingeschlafen war, fiel der Wirt über ihn her und erschlug ihn. Der über Erwarten große Schatz wurde sogleich in Sicherheit

gebracht. Da man am nächsten Morgen den Leichnam im Garten verscharren wollte, untersuchte man die Taschen des Fremden genauer und fand das Wanderbuch des Ermordeten darin. Um zu sehen, woher der Fremde zugereist sei, tat der Wirt einen flüchtigen Blick in die Papiere. Wie erstarrte er aber vor Schreck, als er daraus ersah, daß er seinen eigenen Sohn ermordet hatte. Bei näherer Untersuchung der Leiche gab ihm ein Muttermal am Nacken des Sohnes die völlige Gewißheit seiner Schandtath.

Der unglückliche Sohn hatte nämlich im Ausland ein schönes Stück Geld verdient. Weil er wußte, daß seine alten Eltern in schlechten Verhältnissen lebten, so hatte er redlich gespart, um ihnen nach seiner Rückkehr einen sorgenfreien Lebensabend bereiten zu können. Von Heimweh getrieben, war er nunmehr nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt. Da er aber von der weiten Reise zu sehr ermüdet war, so wollte er erst am anderen Tage seine Eltern mit der freudigen Botschaft überraschen. Deshalb gab er sich am Abend noch nicht zu erkennen und wollte vorläufig nur als fremder Gast gelten. Im Geiste malte er sich jedoch bereits die freudige Überraschung seiner Eltern aus und begab sich bald unerkannt zur Ruhe, — um nie mehr zu erwachen.

Fürchterliche Gewissensqualen erfaßten jetzt die gottlosen Eltern, sie bekannten dem Rat der Stadt ihre entsetzliche That und erlitten zur Sühne ihres Verbrechens reumütig die wohlverdiente Todesstrafe. Das Gasthaus, in dem die Untat geschehen, wurde später der Erde gleich gemacht. Aus den Steinen wurde an derselben Stelle eine Kapelle erbaut. Nach einer wohlthätigen Stiftung wurde jedem Verbrecher, der hier vorbei zu dem auf dem Galgenberge bei Heiligenbrunn gelegenen Richtplaz geführt wurde, vor der Kapelle „Jerusalem“ ein Becher Wein als letzte Wegzehrung gereicht.

39. Die aus dem Grabe gewachsene Hand.

In Danzig hatte einst ein Kind seine Mutter geschlagen. Als es bald darauf krank wurde und starb, nahm es den Fluch der Mutter mit ins Grab. Zur Strafe wuchs ihm bald nachher die Hand aus dem Grabe. Da auf dem Grab ein Stein lag, so drangen die Finger sogar in diesen Stein ein. Der Stein

mit den Spuren der fünf Finger wird noch heute in der Allerheiligen-Kapelle der Oberpfarrkirche von St. Marien zu Danzig gezeigt.

40. Die Kirche zum heiligen Leichnam in Elbing.

An der Stelle, wo heute die Kirche zum heiligen Leichnam in Elbing steht, befand sich früher eine Kapelle. Einige Holländer, welche nach Anrufung des Ritters St. Georg aus der Gefahr eines Schiffbruches glücklich errettet worden waren, hatten sie aus Dankbarkeit errichten lassen und dem heiligen Georg geweiht.



Elbing.

Seitdem pflegten die Seefahrer, wenn sie eine glückliche Reise zurückgelegt hatten, hier ihre Dankgebete zu verrichten.

Im Jahre 1400 brannte die Kapelle nebst dem daneben befindlichen Kranken- und Armenhause bis auf den Grund nieder. Als man nach dem Brande den Schutt wegräumte, fand man zwischen den Steinen die in einem silbernen Gefäß eingeschlossen gewesene Hostie unverfehrt wieder, obwohl das Gefäß zererschmolzen war. Dieses Wunder veranlaßte den Elbinger Komtur des Deutschen Ordens, Helwing Schwan, an derselben Stelle eine Kirche zu erbauen und sie „Kirche zum heiligen Leichnam“ zu benennen. Das Wunder der unverbrannten Hostie zog viele Gläubige hierher, um Ablass zu erhalten. Etwa zwei Jahrhunderte später

dachte man ernstlich daran, die Kirche zum heiligen Leichnam abzubringen, weil sie einer neuen Befestigung der Stadt hinderlich war.

Der damalige Bürgermeister Sprengel begab sich eines Tages mit seinem Bedienten und dem Stadtmaurer auf den kleinen Turm der Kirche, um zu sehen, wie der Abbruch am besten geschehen könne. Plötzlich trat aus der Ecke des Kirchbodens ein untersehter Mann im weißen, wollenen Kleide und Mantel, den Hut ins Gesicht gezogen, auf den Bürgermeister zu und sprach ernsthaft: „Sprengel! Dat soltu weeten, brecke nicht mehr, als Du gebuet hast. Sonst best Du verpfloecht met dienen Kindern!“ Darauf verschwand die Gestalt zum größten Entsetzen der Anwesenden. Der Abbruch der Kirche aber unterblieb.

41. Das Tuch mit den Winden.

Ein Danziger Schiffer wollte nach einer glücklichen und gewinnbringenden Fahrt nach Schweden möglichst schnell heimkehren. Zu diesem Zwecke kaufte er sich im schwedischen Hafen von Leuten, die damit Handel trieben, für eine größere Geldsumme einen günstigen Wind. Vom Verkäufer bekam er ein Tuch, in das drei Knoten gemacht waren. Der erste Knoten sollte einen leichten Wind, der zweite Knoten einen stärkeren Wind und der dritte einen Sturmwind einschließen. Hoffnungsvoll verließ der Schiffer den fremden Hafen, um seiner Heimat zuzufegeln. Da gerade bei der Ausfahrt Windstille herrschte, so löste er alsbald den ersten Knoten des Tuches und fuhr mit sanftem Winde dahin. Um größere Schnelligkeit zu erreichen, öffnete er auf dem offenen Meer auch den zweiten Knoten. Ein kräftiger Wind blähte die Segel, und rasch trieb das Schiff den heimatlichen Gestaden zu. Daran wollte sich der Schiffer genügen lassen. Unbemerkt hatte er aber bald darauf das wunderbare Tuch aus seiner Tasche verloren. Ein Matrose fand es. In der Meinung, in dem noch vorhandenen Knoten Geld zu finden, öffnete er ihn. Sogleich brach ein furchtbarer Sturm los, das Schiff wurde hilflos hin und her geworfen und schließlich an den Klippen zerschellt. Nur mit größter Mühe retteten der Schiffer und seine Leute das nackte Leben.

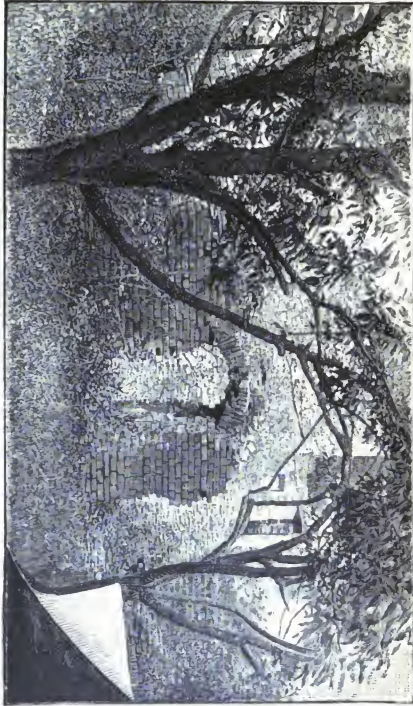


Der Binnenhafen in Danzig.

42. Die drei Kreuze.

Am Ende einer Allee mächtiger, alter Linden, welche in kurzer Entfernung östlich von der königlichen Herrschaft Gabinen liegt, stehen drei alte, aus Ziegeln aufgemauerte Säulen, die vom Volk

Die Klosterkirche in Gabinen.



die „drei Kreuze“ genannt werden. An der höchsten Säule ist in einer Nische ein überlebensgroßes, hölzernes Kreuzifix angebracht. Auf der zweiten Säule steht die Holzfigur des heiligen Antonius im braunen Ordenskleid, einen Strick um den Leib, einen Rosenkranz an der Seite und das Jesuskind im Arm. Sein Gesicht

ist nach der südlich von Cadinen belegenen Klosterruine gerichtet. Die dritte Säule trug die Holzfigur des heiligen Franziskus mit einem Kreuz auf der Schulter. Der heilige Antonius und der heilige Franziskus waren die Schutzpatrone des Cadiner Franziskanerklosters, von dem heute nur noch Ruinen vorhanden sind. —

Graf von Schlieben, ein Vorbesitzer von Cadinen, errichtete 1682 die Säule mit dem Kreuzifix und wollte auf seiner Besizung eine Kirche und ein Kloster gründen. Er hatte nämlich als polnischer Feldherr vor einer Schlacht das Gelübde getan, zur Ehre Gottes eine Kirche zu erbauen, wenn er siegen würde. Der Sieg fiel ihm zwar zu, aber die Kirche wurde nicht gebaut. Später erinnerte ein Traum, der sich zweimal wiederholte, den Grafen an sein Versprechen. Nun wurde mit dem Hauskaplan die Angelegenheit besprochen, doch konnte man noch immer nicht zu einem rechten Entschlusse kommen. Da weckte bald darauf des Nachts ein heller Lichtschein den Grafen aus dem Schlummer. Der Graf sprang rasch aus dem Bette, trat an das Fenster und sah draußen zwei Männer mit hell leuchtenden Fackeln stehen. Er rief sogleich den Hauskaplan herbei und begab sich mit ihm ins Freie. Lautlos gingen die Fackelträger voran und winkten dem Grafen, ihnen zu folgen. Still gehorchte er diesem Befehle. So gelangten sie im feierlichen Zuge bis zu der Stelle, wo heute die drei Kreuze stehen. Hier wandten sich die Männer nach rechts und schritten den späteren Klosterberg hinan. Kaum waren sie auf dem Berg angelangt, so verschwanden sie spurlos. Der Graf erkannte hierin einen Fingerzeig Gottes und ließ auf dem Berg, auf dem die Fackelträger verschwunden waren, ein Kloster mit einer Kirche erbauen. In den Fackelträgern glaubte er nach der Kleidung den heiligen Antonius und den heiligen Franziskus erkannt zu haben. Daher ließ er neben der Säule mit dem Kreuzifix, also an der Stelle, wo sich die Männer nach rechts gewandt hatten, diesen Heiligen Denkmäler errichten. Beide Heilige galten fortan als die Schutzpatrone des neugegründeten Franziskanerklosters.

43. Die goldene Wiege zu Schlochau.

Die Kreisstadt Schlochau liegt am nördlichen Ufer des großen Amts-Sees. Am entgegengesetzten Ufer umspielt dieser lang-

gestreckte See den parkähnlichen, mit schattigen Spaziergängen versehenen Luisenhain, früher die Kujawe genannt. Als Westpreußen unter polnischer Herrschaft war, stand hier ein Starostenschloß. —

Einmal war ein Fürst Radziwill Starost zu Schlochau. Er hielt sich aber meist von seinem Starostenitze fern und hatte das Schloß einem Verwalter überlassen. Als man zufällig einen in der Nähe des Schlosses stehenden hohlen Baum fällte, fand man darin eine alte Pergamentrolle. Ohne irgend jemandem etwas von dem sonderbaren Funde zu sagen, nahm der Schloßverwalter die Pergamentrolle an sich und versuchte heimlich, die darauf befindliche, fast unleserliche Schrift zu entziffern. Nach vieler Mühe gelang es ihm endlich. Das Schriftstück lautete:

„Kommst Du zur ersten Bruck, so sollst Du gehen rechts,
Kommst Du zur zweiten Bruck, so sollst Du gehen links,
Und wo drei Steine aufrecht stahn,
Da liegt der Schatz begraben.“

In der Nacht, als alles im tiefen Schlafe lag, machte sich der habgierige Schloßverwalter auf und verfolgte den also angedeuteten Weg. Wirklich fand er nach langem Suchen in der Mauer eine Stelle, an der drei Steine statt wagerecht senkrecht eingemauert waren. Hier durchbrach er die Mauer und gelangte in ein unterirdisches Gewölbe, in welchem ein ungeheurer Schatz an Gold, Edelsteinen und kostbaren Perlen aufgespeichert war. Darunter sah er eine prachtvolle Wiege ganz aus gediegenem Golde mit kunstreichen Verzierungen. Nachdem er alles mit begierigen Augen gemustert hatte, verließ er das verborgene Gewölbe und verschloß die Öffnung sorgsam. Seinen nächtlichen Fund verschwieg er schlauerweise; denn hätte er anderen Schloßbewohnern davon erzählt, so würde er ihn an seinen Herrn haben abliefern müssen.

Nach einiger Zeit feierte der Fürst auf seinem entfernten Wohnsitze Kindtaufe. Der anwesende Verwalter machte sich in Begleitung zweier Reifige nach dem Starostenschloß auf, die kostbare Wiege zu holen, um sie dem Neugeborenen als Angebinde zu verehren. Er glaubte, den Born seines Herrn am besten besänftigen zu können, wenn er auf diese Weise die ganze Sache erführe. Hierin hatte er sich aber gar sehr geirrt. Als der Fürst

fragte, woher das Geschenk sei, mußte der Verwalter alles haarklein berichten. Da wurde der Fürst sehr zornig, ließ ihn fesseln und in das Gefängnis werfen. Allein der Verwalter hatte noch so viel Zeit, einem seiner Begleiter heimlich einige Worte in das Ohr zu flüsteren. Dieser machte sich unverzüglich auf und ritt Tag und Nacht, um den zur sofortigen Abholung des Schazes abgesandten Dienern zuvorzukommen. Es gelang ihm. Wie die Diener anlangten, war bereits der ganze Schatz im nahen Schloßsee versenkt. Dort soll er bis auf den heutigen Tag ruhen. Der ungetreue Verwalter aber mußte seine böse That mit dem Leben büßen.

44. Der Schusterstuhl zu Schlochau.

Unter den Gebäuden der Stadt Schlochau wird unser Blick durch den altersgrauen, achteckigen Rittersurm gefesselt. Er ist ein Rest der alten, ehemals sehr festen Ordensburg. Einst als hoher Wartturm kriegerischen Zwecken gewidmet, dient er jetzt als Kirchturm dem Frieden und der Andacht. In richtiger Werthschätzung der alten Ordensruinen in unserer Heimatprovinz hat man bei dem Kirchenanbau den trotzigen, zinnengekrönten Rittersurm fast unverändert gelassen. Seine Plattform und die umgebenden Ruinen der Ordensburg machen auf den Beschauer einen eigenartigen und erhebenden Eindruck. Hoch oben am Rande des Daches ist im Turm ein großer Stein eingefügt, welcher der Sage nach im Volksmunde „Schusterstuhl“ heißt. —

Einst hatte ein Schuster aus Schlochau ein schweres Verbrechen begangen. Er wurde zum Tode verurteilt und sollte sein junges Leben am Galgen enden. Weil er aber heiß um Gnade flehte, wollte man ihm das Leben schenken, wenn er auf jenem großen Stein am schwindeligen Rande des hohen Turmes ein Paar Stiefel an einem Tage ganz allein fix und fertig machen würde. Der Schuster willigte freudig ein, nahm das Leder und sein Handwerkszeug zur Hand und eilte beherzt nach oben. Hier machte er sich frisch an die Arbeit, ohne sich weiter umzusehen oder auf die Gefahr zu achten. Die Arbeit ging auch flott von statten, der Bechdraht flog rasch hin und her, und der Hammer klopfte lustig die Sohlen, während unten die neugierige Menge zuschaute.

Als die Arbeit beendet war, wollte er niedersteigen, um dem hohen Räte der Stadt die fertigen Stiefel zu zeigen. In freudiger Erregung entfiel ihm jedoch der Hammer aus der müden Hand.



Der Schloßthurm in Schlohan mit angebauter evangel. Kirche.

Er wollte ihn noch schnell erhaschen, stürzte aber selbst in die graufige Tiefe hinab. Entsetzt erfaßte die bestürzten Leute, als sein zerschmetterter Leib am Fuße des Turmes liegen blieb. Seit jener Zeit wird der große Stein auf der Finne des Turmes „Schusterstuhl“ genannt.

45. Die Gründung von Dsche.

Es war einst im zeitigen Frühjahr. Die großen Schneemassen, die in der Tucheler Heide lagerten, waren bereits zum größten Teile geschmolzen. Doch um so unpassbarer war die mächtig breite Verkehrsstraße geworden, die in westlicher Richtung durch die endlose Heide führte. Die große Wablung wurde zwar hie und da von Lichtungen, Seen und Brüchen unterbrochen, doch war erst nach meilenweiter, beschwerlicher Fahrt eine jener vereinzelt An siedelungen anzutreffen, wo Rast gemacht werden



Der Marktplat; mit kath. Kirche in Dsche.

konnte. Außerdem hatten gerade im vorausgegangenen Winter die zahlreichen Wölfe unter dem Wild in der Heide schrecklich gehaust und sogar manchen Reisenden angefallen und zerfleischt.

Zu dieser Jahreszeit brauste nun eines Tages ein heftiger Sturm durch die sonst so stille Waldgegend. Die dahineilenden, tief herabhängenden Wolken brachten abwechselnd Schnee und Regen über die Heide und weichten dadurch den Boden immer mehr auf. Bei diesem stürmischen Wetter sah man auf der erwähnten Verkehrsstraße ein schwerfälliges, mit vier stattlichen Pferden bespanntes Fuhrwerk dahinfahren. Der kräftige Kutscher, an dessen Seite ein Diener saß, trieb die Pferde zu immer größerer Eile

an, da der im Wagen befindliche polnische Fürst noch vor Nacht die nächste Ansiedelung erreichen wollte.

Trotz des herrschenden Sturmes hörte man gegen Abend ab und zu in der Ferne das schaurige Heulen der hungrigen Wölfe, die immer näher zu kommen schienen. Die Pferde begannen un-



Die evangel. Kirche in Diche.

ruhig zu werden. Mit großer Wucht schlug zuweilen das schwere Gefährt in die tiefen Löcher des Weges, daß die hölzernen Achsen ganz bedenklich knarrten. Plötzlich bei der anbrechenden Dunkelheit erneutes Heulen der gefürchteten Wölfe in nicht zu weiter Entfernung! Keuchend hoben die Pferde die Köpfe empor und jagten, ohne weiter dazu angetrieben zu werden, in wilder Hast dahin. Bei einer Biegung des Weges sank aber der Wagen

unerwartet in derart tiefen Schmutz, daß die ermatteten Pferde ihn nicht mehr herauschaffen konnten. Auch wurde der Kutscher mit Schrecken gewahr, daß eine der hölzernen Wagenachsen gebrochen war.

In dieser drohenden Gefahr erblickte man nicht weit vor sich einen Lichtschein. Rasch schwangen sich die drei Reisenden auf die eiligst ausgespannten Pferde, ein Pferd den bereits aus dem Dickicht herausspringenden Wölfen überlassend, und ritten im gestreckten Galopp dem nahen Hüttchen zu, wo sie gastfreundlich aufgenommen wurden. Das armselige Hüttchen gehörte einem Stellmacher, der sich hier inmitten der reichen Holzvorräte angefiedelt hatte.

Als man am anderen Morgen zu dem verlassenem Wagen zurückkehrte, sah man nur die abgenagten Knochen des geopfertem Pferdes umherliegen und gar deutlich die zahlreichen Spuren der nachgeeilten Wölfe, die das Gefährt während der ganzen Nacht blutdürstig umkreist hatten.

Der gastfreundliche Stellmacher fügte dem Reisewagen sogleich eine neue Achse ein und behielt, vom Fürsten reich beschenkt, die zerbrochene Achse zum Andenken.

Später, als sich an diesem Orte noch mehr Leute ansiedelten, nannte man ihn zur Erinnerung an den mächtigen polnischen Fürsten, der hier seine zerbrochene Wagenachse zurückgelassen hatte, „Osie“, welches polnische Wort „die Wagenachsen“ bedeutet und später in „Osch“ verdeutschte wurde. So ist das große Heidedorf Osche, scherzweise und nicht mit Unrecht die „Hauptstadt der Borowiaken oder Hinterwäldler“ genannt, entstanden.

46. Der Feiertagschänder.

Es war vor alter Zeit am frühen Morgen des ersten Weihnachtsfeiertages. Vom entfernten Kirchdorfe her tönten die Kirchenglocken durch die weite, stille Tucheler Heide. Recht eindringlich mahnten sie in ernstern Tönen die frommen Heidebewohner zum Kirchgange. Trotz strenger Kälte und weiter Wege sah man denn auch gar bald zahlreiche Kirchgänger auf einsamen Waldwegen dem gern besuchten Kirchorte zuströmen. Ab und zu erblickte man wohl auch auf den schmalen Landstraßen, welche durch die

im schönsten Winterkleide prangende Heide führten, einfache Schlitten, von kleinen, aber ausdauernden Pferden gezogen, dem gleichen Ziele zueilend.

Ein alter Bauer aus der Altfließer Gegend, in dessen Herzen Neid und Habsucht längst jede edlere Regung ertötet hatten, sah mit spöttischem Gesichte von seinem Gehöft aus den vorüberziehenden Kirchenbesuchern nach und hatte auf die frommen Grüße seiner wenigen Bekannten kaum ein mürrisches Wort der Erwiderung.



Die Schule zu Altfließ in der Tucheler Heide.

Als die meisten Bewohner das Dorf verlassen hatten, eilte er nach dem Stalle, schirrte seine Pferde an und spannte sie vor den Arbeitsschlitten. Nun ging es eilig hinein in die düstere Heide, konnte der Habsuchtige doch heute am heiligen Weihnachtstage, während die anderen Leute in der Kirche inbrünstig beteten, um so ungestörter seine nur noch geringen Holzvorräte unrechtmäßigerweise vermehren.

Alles schien denn auch seinem bösen Plane günstig zu sein. Von den Hüttern des Waldes nicht betroffen, konnte er gänzlich ungestört seinen Schlitten mit so viel Holz beladen, daß die

Pferde kaum die schwere Last fortschaffen konnten. Nun galt es aber, ehe die Nachbarn aus der Kirche zurückkehrten, das gestohlene Holz nach Hause zu schaffen und sorgsam vor neugierigen Blicken zu verbergen. Unbarmherzig schlug er, einen verborgenen Schleichweg benutzend, auf die bereits ermüdeten Pferde ein, um sie zu immer größerer Hast anzutreiben. Schon lichtetet sich allmählich der Wald, schon war er von seinem Gehöfte nicht mehr allzu weit entfernt, da schlug an einer abschüssigen Stelle des Weges plötzlich der hoch beladene Schlitten um, und der gottlose Mensch



Schwarzwassertal in der Tucheler Heide unweit Klinger.

wurde unter der Ladung begraben. Gottes rächende Hand hatte ihn ereilt. Zurückkehrende Kirchgänger zogen ihn, der mit verzerrtem Gesicht dem Waldboden zugewendet dalag, tot hervor. Dort, wo Füße, Hände und Gesicht sich in der Todesangst in den Boden eingegraben hatten, wächst von der Zeit an für alle Ewigkeit weder Gras noch Moos. Noch heutigen Tages kann man daher an einem schmalen Wege, der von Klinger nach Charlottental führt, jene fünf gänzlich kahlen Vertiefungen, umgeben vom dichten Mooße, erblicken. Sie sind ein warnendes Zeichen für die Nachwelt.

47. Die eingesperrte Pest.

Die Pest, jene verheerendste aller ansteckenden Krankheiten, war jahrhundertlang der Schrecken der Völker. Im Laufe des Mittelalters waren Pestepidemieen recht häufig und forderten ungezählte Opfer. Mißernten, Hungersnöte und dergleichen Ursachen verschafften dieser gefürchteten Krankheit ehemals den besten Nährboden. Auch die große Pest (1709—1711), welche zur Entvölkerung Ostpreußens führte, ist hauptsächlich auf eine große Hungersnot zurückzuführen. Der überaus strenge Winter von 1708 zu 1709 hatte die Wintersaaten zerstört und Mißernten hervorgerufen. Die Pest wüthete in dieser Zeit in Ostpreußen so stark, daß selbst die Landesbehörden von Königsberg nach Wehlau flüchteten. In den oben genannten Unglücksjahren sank der dritte Teil der Bevölkerung Ostpreußens, 250000 Menschen, ins Grab. Westpreußen, das damals noch polnische Provinz war, hatte nicht minder schwer an der Pestseuche zu leiden. Gerade von Polen aus war die schreckliche Krankheit nach Preußen verschleppt worden. —

Bei Todesstrafe war es in jener Unglückszeit verboten, in verpesteten Ortschaften ein- und auszugehen. Überhaupt wurden Orte, in denen die Pest herrschte, von den Fremden förmlich gemieden. Trotzdem war damals ein fremder Mann nach König gekommen, der wenig Furcht vor der Pest zeigte. Als er die allgemeine Verzweiflung sah, die in der durchseuchten Stadt herrschte, versprach er den mutlosen Bürgern, die Pest zu bannen. Freudig ging man auf sein Auerbieten ein. Auf dem Kirchhofe der Stadt standen zahlreiche uralte Linden. In eine dieser Linden ließ der fremde Mann ein großes Loch stemmen. Dazu mußte man einen Pflock zurechtschneiden, der genau in das Loch paßte.

Nun zogen alle Bürger, voran der fremde Mann, im feierlichem Umzuge durch die verpestete Stadt nach dem Kirchhofe. Vor der großen Linde wurde Halt gemacht. Hier bannte der fremde Mann durch einen Zauberspruch die Pest in das Loch des Baumes und schlug rasch den Pflock hinein. Er verbot den Bürgern streng, den Pflock jemals wieder herauszuziehen, sonst würde die Pest wieder neues Uheil anrichten. Seit dieser Zeit

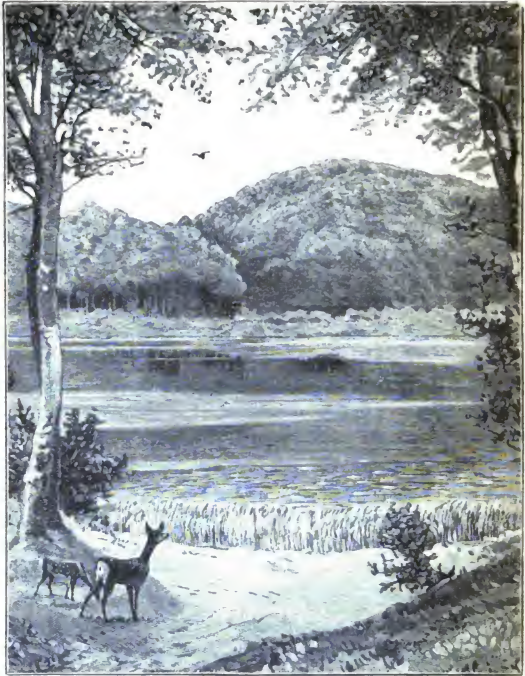
erlosch die Pest in der Stadt und ist in Konig niemals wieder aufgetreten. Die uralte Linde hat bis in die neuere Zeit als ein Denkmal aus schwerer Zeit auf dem dortigen Kirchhofe gestanden.

B. Aus der preussischen Zeit.

48. Die Burgjungfrau am Stillen See.

Unweit des Stillen Sees bei Carthaus liegt der Schloßberg. In alter Zeit ragte auf demselben ein stattliches Schloß mit stolzen Thürmen hoch empor und spiegelte sich in den Wellen des nahen Sees. Schon längst ist es verwünscht und in den Berg versunken. Es wird gewiß noch lange dauern, bis der Retter sich findet, der es erlösen wird. Viele Leute haben es schon versucht, doch noch nie ist es gelungen.

Vor etwa hundert Jahren weidete ein Hirt seine Herde am Fuße des Berges. Plötzlich sah er eine schneeweiße Jungfrau vor sich stehen. Sie bat ihn flehentlich, er möchte sie in den See tragen. Er würde dafür reichlich belohnt werden. Nur müsse er versprechen, nicht rückwärts zu schauen. Der Hirt versprach es und nahm die Jungfrau mit kräftigen Armen auf seine Schultern. Sein Weg führte ihn über eine moorige Wiese. Beim Gehen wurde die Jungfrau immer schwerer. Bald sank er auf dem sumpfigen Grunde hier und da ein und konnte nur noch mit größter Anstrengung vorwärts kommen. Öfters mußte er sogar stillstehen und etwas ausruhen. Schließlich versank er im Sumpfe so tief, daß er überhaupt nicht mehr weiter konnte. Er sah sein eigenes Leben bedroht. Vor Angst vergaß er sein gegebenes Versprechen und blickte scheu hinter sich. Da sah er, daß das alte Schloß sich bereits bis an das Dach über die Erde erhoben hatte. Nun sank es schnell mit seinen Schätzen in die Tiefe zurück. Auch die fremde Jungfrau war in demselben Augenblicke von seinen Schultern verschwunden. Mit größter Mühe rettete der Hirt sich an den Bergesabhang zurück.



Der Schloßberg am Stillen See bei Garthaus.

49. Der Deichgeschworene zu Gütlland.

Das geachtete Amt eines Deichhauptmannes und der Deichgeschworenen erfordert gewissenhafte, einsichtsvolle und entschlossene Männer. Ein solcher Mann war der Deichgeschworene zu Gütlland im Danziger Werder. Einst kamen im Frühjahr die ungeheuren Wassermassen unerwartet mit furchtbarer Gewalt die Weichsel hinab und drohten, die schützenden Dämme zu durchbrechen. Jener Deichgeschworene ritt in der Zeit der Gefahr auf einem prächtigen Schimmel längs des unauhörlich steigenden

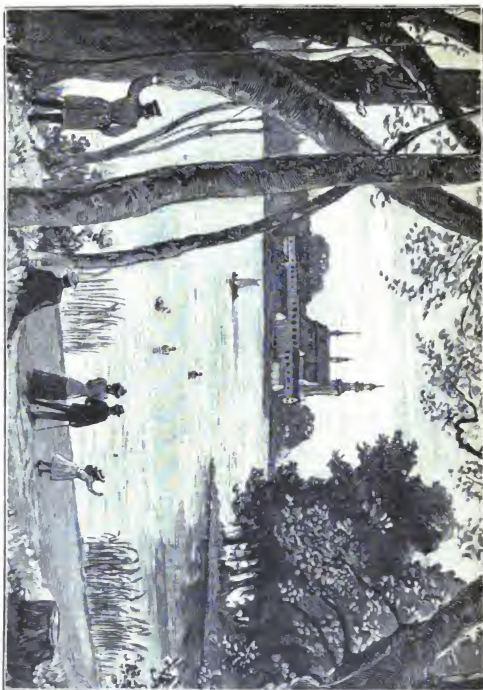
Stromes hin und her, überwachte die Arbeiten und erteilte hier und da Befehle und Weisungen. So zweckmäßig die Schutzarbeiten auch sein mochten, so eifrig und gewissenhaft sie auch zur Ausführung kamen, im Kampfe gegen die wilden, unaufhaltbar vordrängenden Fluten war die noch so angestrenzte Menschenkraft vergeblich. Durch die kleine Öffnung eines Otterloches im Damme schuf sich die gewaltige Wassermasse einen Ausweg in die breite Niederung, um durch Überschwemmungen schreckliche Verwüstungen in den gesegneten Ländereien anzurichten. Mit Entsetzen sah der Deichgeschworene alle seine Bemühungen vereitelt. Er klagte sich, wiewohl mit Unrecht, des Mangels an Umsicht an, weil er auf die schadhafte Stelle nicht genügend geachtet hätte. Er beschuldigte sich, daß durch seine Nachlässigkeit das blühende Land verwüstet wäre. Von Verzweiflung übermannt, gab er seinem edlen Tiere die Sporen, und mit jähem Sprunge stürzten Ross und Reiter in die schäumenden Wogen hinab, die sich gleichgültig über ihnen schlossen. Das Volk, voll Bewunderung solcher That, hat den Deichgeschworenen nicht vergessen. Bei jedem gefährlichen Eisgange läßt er sich immer wieder sehen und sprengt bei Nachtzeit auf seinem Schimmel in jener Gegend den bedrohten Damm auf und nieder.

50. Die Schätze im und am Klostersee.

Im Klostersee bei Carthaus liegt ein ungeheurer Bernsteinblock versenkt. Er hat den Wert der halben Kassubei. Doch niemand kann ihn heben. Wenn aber die Kirche einmal so verarmt sein wird, daß zur Bestellung der Pfarrländereien nur noch ein Pferd und ein Ochse vorhanden sind, dann wird er von selbst zum Vorschein kommen, dann wird aber auch das Kloster in alter Größe und Herrlichkeit wiedererstehen.

Westwärts vom Klostersee liegt in kurzer Entfernung der Spitzberg. Das noch vorhandene alte Gemäuer auf seinem Gipfel, das durch Ausbesserungen vor dem gänzlichen Verfall geschützt ist, bildet die Ruine einer ehemaligen Kapelle. Von dieser Kapelle soll einst ein unterirdischer Gang nach dem Kloster geführt haben. In dem verborgenen Gange liegt seit alter Zeit ein gewaltiger Schatz, bestehend in Geld und goldenem und silbernem Hausgerät, aufbewahrt. Zahlreiche Zwerge bewachen den kostbaren

Schag. Früher öffnete sich zuweilen der Eingang, und die Kostbarkeiten wurden sichtbar. Die umwohnenden Leute entliehen mitunter bei hohen Kirchengesten oder großen Hochzeiten von den Zwergen Kleider und Geräte. Die geliehenen Gegenstände mußten



Die Klosterkirche am Klostersee bei Garthaus.

aber pünktlich in drei Tagen wieder abgeliefert werden. Die unterirdischen Zwerge fertigten auch gegen geringe Bezahlung die kunstreichsten Dinge. Man brauchte dann nur vor den Gang zu treten und zu rufen, was man von ihnen zu haben wünschte. Bald darauf öffnete sich unvermutet eine kleine Thür, die Zwerge brachten nach kurzer Zeit das Gewünschte heraus und nahmen

den geringen Lohn in Empfang. Seitdem ein nachlässiger Bursche eine geliebene Pfanne nicht zur rechten Zeit zurückgebracht und ein unehrlicher Mensch einen goldenen Löffel für sich behalten hatte, hat sich der Gang den Bittenden nicht mehr geöffnet.

Später kam einmal ein Zwerg zum Priester nach Carthaus und erzählte ihm, wenn er am nächsten Morgen eine vollständige Prozession, an der nichts versehen oder vergessen sei, in den Gang führen würde, so müßten sie alle Schätze hervorbringen und der Kirche zurückgeben. Mit der peinlichsten Sorgfalt wurde am folgenden Tag eine große Prozession veranstaltet. Alles schien in bester Ordnung. Der Gang öffnete sich von selbst und ließ die Prozession eintreten. Wie erstaunte man über das viele Geld, über die Menge goldener und silberner Gefäße, über die kostbaren Messgewänder und anderen Kleinodien! Vom Fußboden bis zur Böhlung war in dem ganzen Gang entlang an den Wänden alles hoch aufgeschichtet. Schon begann der Priester den letzten Segen zu lesen, da stellte es sich heraus, daß die Lichtschere einer einzigen Wachskerze nicht blank genug gepuht war. Sofort war die ganze Herrlichkeit verschwunden und der Prozessionszug wieder an das Tageslicht versetzt. Nun blieb der Gang für immer verschlossen.



Verlag von **H. W. Kafemann** G. m. b. H.
in Danzig, Ketterhagergasse 4.

Kafemannsche Anschauungsbilder.

Bild 1: **Der Frühling.** — Bild 2: **Der Sommer.**
Größe: 92 : 144 cm. Preis pro Bild: Unaufgezogen 4 Mf.
Aufgezogen 8 Mf.



Der Frühling.



Der Sommer.

Diese Bilder zeichnen sich vor allen bereits erschienenen durch ihre Größe, vorzüglichen Druck und Billigkeit des Preises aus. Empfohlen von zahlreichen Schulbehörden und Lehrerzeitungen Preußens und Deutschlands.

